


26. Heft / 23. Dezember 1913

## JANKO SAKASOW · BULGARIEN NACH DEN BALKANKRIEGEN

 IN hartes Schicksal hat über Bulgarien gewaltet. Nach langem blutigen und erschöpfenden Ringen mit der Türkei, die endlich in allen Punkten zum Nachgeben gezwungen wurde, kam der Augenblick der Teilung der eroberten Länder. Unter der türkischen Herrschaft lebten Volksgenossen aller 3 oder 4 Balkanstaaten, und da die Gebiete, die sie bewohnten, nicht scharf abgegrenzt waren, wollten seit mehreren Jahrzehnten die Streitigkeiten und Kämpfe unter diesen Staaten um die Erbschaft der europäischen Türkei nicht enden. Dazu kamen die militärisch-kapitalistischen Strömungen in den jungen Balkanstaaten, die jeden dieser Staaten dahin drängten die strategisch oder wirtschaftlich wichtigen Plätze für sich zu gewinnen oder zu behaupten. Mit Serbien schloß Bulgarien einen Vertrag ab, der genau die Gebiete abgrenzte, die beiden Ländern zufielen, mit Ausnahme nur einer strittigen Zone um Skoplje, über deren Zukunft ein Schiedsspruch des russischen Zaren entscheiden sollte. Mit Griechenland war eine Verständigung über einen Teilungsvertrag schwer zu erzielen, besonders da die Ereignisse auf dem Balkan immer weiter fortschritten und keine Zeit zu Verhandlungen ließen. Nur in der Militärkonvention mit Griechenland sollen einige Sätze enthalten gewesen sein, die die Leistungen und das Kräfteaufgebot im Krieg zum Maßstab nehmen wollten.

Alle diese Verträge und Vereinbarungen wurden aber aufgelöst, als Serbien einen Zugang zum Adriatischen Meer erhalten hatte und Bulgarien sich unvernünftigerweise im Kampf um Adrianopel und Tschataldscha erschöpfte, während Serbien und Griechenland nur verhältnismäßig geringe Verluste erlitten. Erschwerend fiel noch ins Gewicht, daß Rußland, in Ungewißheit darüber, ob die Bulgaren nicht noch nach Konstantinopel strebten, den Serben insgeheim Hoffnung machte, daß sie in Mazedonien einen Ersatz für den Verlust des adriatischen Hafens finden würden. Infolgedessen erklärte Ser-

bien offiziell, es könne Mazedonien nicht aufgeben und wolle den Vertrag mit Bulgarien revidieren. Griechenland verständigte sich mit Serbien, um die Bulgaren von der Überschreitung des Wardarflusses im Westen zurückzuhalten und versuchte zugleich im Osten von Mazedonien wichtige strategische Punkte zu besetzen. So entstand ein gefahrdrohender Zwist zwischen den Verbündeten, der, dank der Kurzsichtigkeit der bulgarischen Diplomatie und des verbrecherischen Eigendünkels gewisser Hofkreise bei uns, in der Nacht vom 16. (29.) zum 17. (30.) Juni zu einem Angriff der bulgarischen Truppen auf die Serben und Griechen führte und damit die Zerstümmerung Bulgariens heraufbeschwor. Von allen Seiten fiel man in das schlecht geleitete Land ein, die Rumänen drangen bis nach Sofia vor, die Türken eroberten Adrianopel und Kirkkilissa zurück. Der Bukarester und der Konstantinopeler Friede machten dem verwüstenden Balkankrieg dann ein jähes Ende.

Für Bulgarien war das Fazit der beiden oder, richtiger gesagt, der 3 Kriege zugleich verwüstend, erdrückend und erniedrigend. Mehr als 70 000 Menschen starben im Krieg oder durch Krankheiten, 20 000 Krüppel und Verwundete und mehr als 200 000 Waisen und Hilflose blieben zurück. Ein Sechstel der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung ist vernichtet. Ein fruchtbares Stück Land von mehr als 7600 Quadratkilometer mit großen städtischen Zentren und mit einer Bevölkerung von ungefähr 300 000 Seelen ist den Rumänen abgetreten worden. Zwei große Häfen, der eine an der Donau (Rustschuk), der andere am Schwarzen Meer (Warna) sind infolgedessen in ihrer wirtschaftlichen Existenz stark bedroht. Mazedonien, das jahrzehntelang unterwühlte Land, ist den Bulgaren bis auf ein Fetzen Gebirgsland mit einem Ausgang zum Ägäischen Meer verloren gegangen. Thrazien mit Adrianopel, Kirkkilissa, Demotika sind wieder an die Türkei abgetreten, und die Gebiete vom Rhodopegebirge bis zum Ägäischen Meer auf Jahre hinaus zum Niedergang verurteilt, da sie nun vom Osten wie vom Westen abgeschnitten sind. Dazu lastet auf Bulgarien die Bürde von Hunderttausenden von Flüchtlingen aus allen Teilen Mazedoniens und Thraziens, deren Kinder zurzeit noch die öffentlichen Schulen in den Städten besuchen. Vor dem Krieg hatte das Land eine Schuld von 700 Millionen Francs. Der Krieg brachte ihm eine neue Schuld von 350 Millionen Francs für die eigentlichen Kriegszwecke, 300 Millionen Francs für Beitreibungszwecke und 300 Millionen Francs für Pensionen, für Beschaffung neuen Eisenbahnmaterials, für Bewaffnung usw., also nahezu von 1 Milliarde Francs, die eine Mehrbelastung des Budgets um 100 Millionen Francs jährlich mit sich bringt.

So, geschlagen, beraubt und beschimpft, mit Schulden belastet, isoliert und verlassen, muß jetzt das unglückliche Land sein Leben weiterführen.

Vom Beginn des Balkankriegs an bis zur endgültigen Katastrophe wurde Bulgarien von einer Koalition der sogenannten *russophilen Parteien* regiert, unter deren Führung der Balkanbund entstanden war. Die Katastrophe brach dadurch herein, daß die Hof- und Militärkreise die Politik der Verständigung mit Serbien und Griechenland zu durchkreuzen wünschten. Die russophile Koalition reichte ihre Demission ein, und an die Spitze der Regierung trat eine neue, österreichfreundliche Koalition, die liberale Konzentration, die Bulgarien vor einer Beraubung zu retten hoffte. Dieser Koalition

war es beschieden den schimpflichen Frieden von Bukarest und den noch jammervollern Frieden von Konstantinopel zu schließen. Die Hoffnungen, die man auf Österreich gesetzt hatte, waren also nicht erfüllt worden. Jetzt sieht man bei uns ein, daß Österreich selbst isoliert und nicht imstande ist etwas Positives für Bulgarien zu tun. So hat sich der Wechsel in der Regierung als unfruchtbar erwiesen. Zudem braucht der Staat zur Deckung der schwebenden Schuld und zur Entschädigung der Bevölkerung für die an die Armee gelieferten Nahrungsmittel und Vorräte eine Anleihe von wenigstens 300 Millionen Francs. Diese Anleihe ist aber nur in Frankreich aufzunehmen, das sein Geld nur gegen bestimmte wirtschaftliche und politische Konzessionen ausleiht. Das bedeutet also nichts anderes, als daß entweder von neuem ein Regierungswechsel nötig sein wird, oder daß die jetzige Regierung selbst ihren Kurs ändern muß.

Es ist nicht sicher, ob man in den regierenden Kreisen geneigt ist eine Änderung nach dieser Richtung eintreten zu lassen. Aber nach den Ergebnissen der Sobranjewahlen, die jetzt stattgefunden haben und ausgesprochen demokratischen Charakter trugen, muß eine Schwenkung in der äußern Politik notwendig eintreten. Die Lage Bulgariens auf dem Balkan ist durchaus prekär, unsicher und gefährvoll. Der schlimmste Punkt ist das Verhältnis des Landes zu Serbien. Durch Serbien geht der größte Teil unserer Einfuhr. Das größte Stück Mazedoniens ist Serbien überlassen. Denkt man daran, welche Gehässigkeiten, Schikanen und Ränke die Orientregierungen anzuwenden pflegen, so wird man begreifen, daß eine Regelung dieser Verhältnisse unaufschiebbar ist. Und das gleiche gilt für Griechenland. Wie sich die österreichfreundliche Regierung mit dieser Notwendigkeit abfinden wird, ist nicht vorauszusehen. Jedenfalls muß hier etwas geschehen, um die Balkanstaaten einander zu nähern. Die Wendung in dem Verhalten Rumäniens gegen Österreich, die, wie es scheint, für die Dauer gilt, die Ohnmacht und Isolierung der Donaumonarchie selbst, die vorläufige Aussichtslosigkeit einer feindlichen Stellungnahme Bulgariens gegenüber seinen glücklicheren Nachbarn und das brennende Bedürfnis nach Reformen auf allen Gebieten des bis in seine Grundfesten erschütterten Staates drängen auf eine Änderung der trotzig und herausfordernden Haltung der auswärtigen Politik Bulgariens. Ob dadurch eine fruchtbringende Annäherung an die einstigen Verbündeten erzielt werden kann, wird die Zukunft lehren.

Das bulgarische Volk in seiner Gesamtheit wie auch besonders die arbeitenden Schichten in Stadt und Land würden jedenfalls einer solchen Wendung der Dinge mit Freude und Genugtuung entgegensehen. Denn nichts wirkt so störend und hemmend auf die ruhige Entwicklung der Produktivkräfte des Landes wie diese immerwährende Bedrohung des Friedens in diesem Wetterwinkel der Erde. Bulgarien hat genug Eisenbahnen gebaut, um alle Teile des Landes dem offenen Verkehr zugänglich zu machen. Die Landwirtschaft, so rückständig sie auch noch ist, fängt überall an nicht nur für die Bedürfnisse des innern Markts zu produzieren sondern auch eine Reihe von Erzeugnissen für den äußern Markt zu liefern. Untersuchungen des Bodens haben in allen Gegenden reiche Metall- und Kohlenlager nachgewiesen, für deren Ausnutzung man verschiedenen Unternehmern Pachtkonzessionen gegeben hat. In allen Städten entstanden in den letzten Jahren

neue Industrien, denen Tausende von Arbeitern zuströmten. All dies braucht Ruhe und Frieden zu seinem weitem Ausbau. Der Krieg, der ein volles Jahr währte, hat diese wohlthätige Entwicklung fast zum Stocken gebracht. Das Bankwesen, das auch früher schon stark ausgebildet war und die Entfaltung der Produktivkräfte sehr förderte, erlitt einen schweren Schlag und will sich jetzt selbst konsolidieren, indem es die ausgeliehenen Kapitalien wieder zurückzusammeln oder möglichst sicherzustellen sucht. Hätten die Frauen und die Alten nicht während des Krieges das Land angebaut und die reiche Ernte eingebracht, so wäre die Krise in Bulgarien noch bedeutend schwerer gewesen. Das Klein- und Mittelbauerntum erwies sich hier, wie auch sonst überall, als Retter des nationalen Wohlstands und wird auch bei der Wiedererneuerung Bulgariens in nächster Zukunft eine bedeutende Rolle spielen.

Die Kriegskatastrophe und die Angriffe gegen uns wegen der Grausamkeit der Soldaten haben sehr deprimierend auf die Geister gewirkt. Aber das bulgarische Volk ist seit Jahrhunderten an diese harten Schicksalsschläge gewöhnt. Mehr als ein Jahrtausend lang bewohnt es ein Gebiet, das immer und immer wieder der Tummelplatz für die Einfälle stärkerer Nachbarn wurde. Auch die türkische Herrschaft auf der Balkanhalbinsel, die nun 5 Jahrhunderte währt, bestand nur in einer innerhalb einiger Dezennien stetig wiederkehrenden Eroberung und Verwüstung und in der Verjagung der friedlichen Bodenbauer und der städtischen Handwerker und Händler. Nach jeder solchen Zerstörung richtete sich allmählich ein neues arbeitsames Geschlecht empor, das dazu verurteilt war nach einer Generation wieder in ähnlicher Weise vernichtet und zerstreut zu werden. Das ist und das war seit jeher die Geschichte des schweigsamen, hartnäckigen und kraftvollen Stammes der Bulgaren. Und jetzt, nach der Kriegskatastrophe beginnt er wiederum die heilbringende Arbeit seiner Ahnen und weiß, daß es ihm nach einigen Jahren gelungen sein wird die ungeheuren Verluste möglichst zu ersetzen und gutzumachen, so daß Bulgarien wieder als der erste und fortgeschrittenste Staat auf der Balkanhalbinsel erscheinen wird. Man hat uns wegen der Grausamkeit unserer Soldaten schwer angegriffen. Die Bulgaren wissen sehr wohl, daß es in ihrer Mitte so gut wie in jeder andern Gesellschaft Tausende grausamer Menschen gibt, die sich in der Kriegsatmosphäre frei ihren Instinkten überlassen; sie wissen aber auch, daß es meist Mazedonier waren, die im Krieg solche Greuel verübten, wohl in Nachahmung der Sitten, die sie von Kindheit an aus ihrer Umgebung kannten. Und sie wissen endlich, daß vielen dieser Beschuldigungen nur eine künstliche Stimmungsmache zugrunde lag, mit der die mit griechischem und serbischem Geld gespickte französische gelbe Presse das Schicksal eines friedlichen und arbeitsamen Volks verhöhnnte, und daß nicht mehr und nicht weniger Wahrheit an ihnen war als an den angeblichen deutschen und französischen Greuelthaten in dem großen Krieg dieser Kulturenationen 1870 und 1871.

Nun, die materielle Lage des Volks, sein guter Ruf, seine erste Stellung auf der Balkanhalbinsel, alles dies wird sich nach Verlauf einiger Jahre in harter Arbeit wiederherstellen lassen. Aber zwei große Sorgen bedrücken heute das Gemüt des bulgarischen Volks.

Die erste ist das Schicksal seiner Volksgenossen in Mazedonien, die jetzt unter dem serbischen und griechischen Joch seufzen, während sie noch vor einem Jahr unter der türkischen Herrschaft ihre eigenen nationalen Schulen und Kirchen hatten, ihre nationale Sprache offen sprechen, ihren Volkssitten ohne irgendeinen polizeilichen oder moralischen Druck nachgehen durften. Ein Volk, das seit mehr als 80 Jahren an dem Tempel seiner nationalen Unabhängigkeit gebaut hat, ist so nun in Neuserbien und Neugriechenland der Entnationalisierung preisgegeben. Ebenso steht es mit den 300 000 Volksgenossen in Rumänien, die die neue bulgarische Geschichte mitgemacht, 35 Jahre hindurch für ihre Freiheit und ihre demokratischen Einrichtungen gekämpft haben und nun recht- und wehrlos der Willkür der rumänischen Krautjunker ausgeliefert sind. Aus dem ätzenden Gefühl dieser Ungerechtigkeiten wie aus der tiefen Überzeugung, daß Bulgarien schließlich doch in gutem Einvernehmen mit seinen Nachbarn leben und mit ihnen zusammen ihre gemeinsamen Interessen auf dem Balkan wird wahren müssen, erwächst das schwer zu lösende Problem, das in seiner politischen und diplomatischen Vielgestaltigkeit das bulgarische Volk tief berührt und beschäftigt.

Dazu kommt die Frage der innern Unabhängigkeit und Freiheit des Volks, das fest entschlossen ist sein Geschick nun in seine eigene Hand zu nehmen und sich nicht mehr zum Spielball geist- und herzloser Hofkreise oder der selbstsüchtigen herrschenden Klassen gebrauchen zu lassen. Das verflossene Kriegsjahr mit all seinem Elend auf den Schlachtfeldern und bei den hungernden und frierenden Bewohnern des Landes hat Hunderttausenden die Augen geöffnet, und drohend strecken sie jetzt ihre Hände aus, um die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Dieses Problem: wie das Volk zur politischen Reife geführt werden könne, beschäftigt jetzt unser Denken und Fühlen an erster Stelle, und jeder neue Tag bulgarischer Geschichte gibt dem Streben nach seiner Lösung reichlich neue Nahrung.

Einen ersten Anlauf zu dieser Lösung stellten die Wahlen für die Sobjranje dar, die am 7. Dezember stattgefunden haben. Die Regierung, die aus den herrschenden Parteien gebildet war, brachte es nicht einmal zu einer Mehrheit. Es wurden 94 Regierungsanhänger (meist habsüchtige und karrierelüsterne Elemente) gewählt, dann 49 Bauernbündler, 37 Sozialdemokraten (beider Richtungen), 14 Demokraten, 5 Radikale und von der russophilen Kóalition 5 Fortschrittler, im ganzen 204 Abgeordnete. Schon die außerordentlich große Zahl der sozialistischen Mandate zeigt den Geist, der bei den Wahlen waltete. Auch die 49 Bauernbündler repräsentieren den Teil des Volks, der über die Zustände empört und entschlossen ist sich selbst zu regieren. Ebenso vertraten die 14 Demokraten und die 5 Radikalen in ihrer Agitation (wenn auch in ihrer Art) die Volkssouveränität und die Volksinteressen. So haben wir jetzt in Bulgarien ein Parlament, das, wenn die demokratischen und agrarischen Elemente standhalten, eine Mehrheit besitzt (und auch die Entschlossenheit haben könnte), um eine gründliche Reinigung des Regierungsapparats vorzunehmen.

So glatt und rasch wird es freilich nicht gehen. Einmal wird die Spaltung unter den bulgarischen Sozialisten deren Stoß- und Umgestaltungskraft zum großen Teil lähmen, dann werden die Bauernbündler, obgleich ihre Partei

der allgemeinen Unzufriedenheit des Volks ihren Ursprung verdankt, nicht geneigt sein etwas Durchgreifendes vorzunehmen, und endlich werden die reaktionären Mächte, in deren Händen die Staatsherrschaft ruht, wenn sie auch vorläufig lahmgelegt sind, sich diese Herrschaft nicht mit einem Schlag entreißen lassen. Was aber die bulgarische Demokratie von diesem ersten Ansturm der Volksmassen auf die Regierungsgewalt mit Sicherheit erwarten darf, ist, daß er die unheilvollsten politischen, finanziellen und ökonomischen Folgen des Kriegs und der Kriegskatastrophe beseitigt und die zur Rechenschaft zieht, die an dem nationalen Unglück schuld sind, daß er ferner die Stellung der Demokratie in dem politischen Leben des Landes selbst befestigt. Ein solches Ergebnis dieser bedeutungsvollen Wahlen würde einen großen Erfolg für die Demokratie darstellen und die Basis für einen zweiten und dritten Ansturm der Volksmassen in der Zukunft bilden.

Die Unzufriedenheit, die Empörung, der energische Wille nach einer Erneuerung des Regierungs- und Verwaltungsapparats im Land wie nach der Aufhebung der schreienden Ungerechtigkeiten im gesellschaftlichen Leben sind so tief in die Volksmassen eingedrungen, daß man mit einer lange Jahre währenden Umwälzungsperiode in Bulgarien zu rechnen hat.

XX  
**PAUL KAMPFFMEYER · MARX UND ENGELS**



RST in den letzten 3 Jahrzehnten ist die gewaltige Gedankenarbeit von Marx und Engels wirklich fruchtbar für die deutsche Sozialdemokratie geworden. Denn selbst in den grundlegenden Fragen der Theorie standen noch in den Jahren 1877 und 1878 die führenden Köpfe der Partei beiden Denkern ziemlich fremd gegenüber. Man erinnere sich nur des tiefeinschneidenden, die weitesten Kreise der Parteijournalistik verwirrenden Dühringkonflikts, in den sogar die bahnbrechenden Artikel Engels' gegen Dühring noch keine völlige Klärung hineintrugen. Selbst über Johann Most, der sich tapfer durch das Marxsche *Kapital* hindurchgeschlagen hatte, klagt Engels beweglich, er habe wohl das ganze *Kapital* exzerpiert, aber doch nichts daraus kapiert. Einem Liebknecht, der ja im regsten Gedankenaustausch mit Marx in London gestanden hatte, blieb die Marx-Engelssche ökonomische Geschichtsauffassung ein Buch mit sieben Siegeln. Noch in den siebziger Jahren des verflorbenen Jahrhunderts feierte er einen Buckle als den Darwin der Geschichtswissenschaft. Die umwälzende Tat seiner Freunde Marx und Engels auf geschichtsphilosophischem Gebiet war ihm einfach entgangen. Das Liebknechtsche Organ *Der Volksstaat* trieb 1876, trotz der groben Rüffel von Marx und Engels, lustig im Dühringschen Fahrwasser herum, und Engels entrüstet sich wütend über die Dühring>schmitzer< in diesem leitenden Blatt der Partei. Am 24. Mai 1876 schreibt er erregt an Marx:

»All dergleichen Blödsinn wäre unmöglich, wenn ein Mann von nur einiger theoretischer Einsicht an der Spitze stände, jemand, der nicht jeden nur möglichen Blödsinn (je toller, desto besser) mit Wollust drucken ließe und den Arbeitern mit der ganzen Autorität des *Volksstaats* empföhle.«

Im Hinblick auf die theoretische Verworrenheit in den sozialdemokratischen Parteikreisen standen daher Marx und Engels sehr skeptisch der Herausgabe eines wissenschaftlich-sozialistischen Blattes gegenüber, denn dieses Blatt konnte ja nach ihrer Ansicht nur »scheinwissenschaftlich« ausfallen. Übr-

gens köpfe dann bald das Fallbeil des Sozialistengesetzes die ersten Ansätze einer wissenschaftlichen sozialistischen Kritik, und die Partei mußte sich zunächst erst selber wieder gewinnen, bevor sie durch ihre wissenschaftliche Tätigkeit andere, der Partei fernstehende Köpfe gewinnen konnte. Mit den Jahren 1883 und 1884 erobert dann der Marxismus im *Sozialdemokraten* und in der *Neuen Zeit* nach und nach die sozialdemokratischen Organisationsleiter. Der Siegeszug des Marxismus ist in Deutschland vor allem an die Namen Bernstein und Kautsky geknüpft, die in zahlreichen selbständigen Artikeln und Broschüren und dann durch den Neu- und Wiederabdruck gediegener Arbeiten von Marx und Engels den Geist der aufstrebenden deutschen Arbeiterschaft marxistisch schulten.

Seit 30 Jahren gestalten also die Theorien beider sozialistischen Denker die Gedankenwelt des deutschen Proletariats. Aber so tief wir immer uns in die Erzgänge ihres Lebenswerks eingruben und so innerlich bereichert wir auch von dieser Arbeit stets zurückkehrten, das innere Leben beider Denker konnten wir aus diesen Arbeiten bisher nicht völlig ausschöpfen. Und daher bedeutet die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Marx und Engels eine nicht hoch genug einzuschätzende Bereicherung unserer Erkenntnis des Wesens beider Männer und des Marxismus. Dieser Briefwechsel ist im Herbst dieses Jahres von August Bebel und Eduard Bernstein im Dietzschens Parteiverlag herausgegeben worden. Wir verdanken vor allem der geist- und mühevollen Arbeit Bernsteins, seinen trefflichen Vorreden und Erläuterungen, daß wir jetzt diese Briefe mit vollem Verständnis und mit großem innern Gewinn lesen können.

In den 4 Bänden des Marx-Engelsschen Briefwechsels rumort die vormärzliche Zeit, donnern die Revolutionen und Reaktionen, wüten sich die großen Nationalitätskämpfe des 19. Jahrhunderts in Italien und Deutschland aus und gestaltet sich schließlich die internationale Arbeiterbewegung von ärmlichen Anfängen zu einer werdenden Großmacht. Eine wunderbare Fülle weltumwälzender Ereignisse umspannt also dieser Briefwechsel, und dramatisch führen sich durchweg alle Begebnisse ein. Neues Licht fällt in dieser Korrespondenz auf die kommunistische Bewegung des Vormärzes und auf die Entstehung der *Internationalen*. Der Brief Marx' vom 4. November 1864 über die Vorgeschichte der *Internationalen* hat direkt eine historische Bedeutung. Aber alle diese zeitgeschichtlichen Dokumente treten doch in den Hintergrund vor den tiefgründigen Aufschlüssen des Briefwechsels über die geistige und moralische Eigenart von Marx und Engels und über das Lebenswerk beider Denker.



N dem vielzitierten Schreiben an Varnhagen vom 3. Januar 1846 hat Heinrich Heine den jungen Lassalle einen »ausgeprägten Sohn der neuen Zeit«, einen »Vertreter des neuen Geschlechts« genannt, das sich im »Sichtbaren« geltend machen will. »Wir, die Alten«, so schreibt Heine weiter, »beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumen-Gerüchen, entsagten und flentten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampfrod entgegensehen.« Dieses Wort von den harten Gladiatoren der neuen Zeit gilt eigentlich noch in höherm Maß von

Marx und Engels als von Ferdinand Lassalle. Sentimentalen Anwandlungen, abenteuerlich romantischen Ideen, philosophischen Sprüngen in das Reich des Unsichtbaren begegnen wir wohl noch bei Lassalle, nicht aber bei Marx und Engels. Ästhetische Schönredereien und phantastische Grübeleien, von denen das vormärzliche Deutschland so erfüllt war, liegen dem realistischen Geist dieser Männer völlig fern. Sie sind ganz Söhne des neuen, konkreten Zeitalters. In ihren Briefen wetterleuchten nur noch wie große abziehende Gewitter die Ideen der idealistischen Philosophie. Da und dort vielleicht noch ein Hinweis auf die dialektische Methode Hegels, im übrigen aber schroffe Abweisung der »Althegeleien« eines Lassalle. Mit Enthusiasmus begrüßen Marx und Engels den Anbruch der darwinistischen Ära. Schon Ende November 1859 schreibt Engels an Marx:

»Übrigens ist der Darwin, den ich jetzt gerade lese, ganz famos. Die Teleologie war nach einer Seite hin noch nicht kaputt gemacht, das ist jetzt geschehen. Dazu ist bisher noch nie ein so großartiger Versuch gemacht worden historische Entwicklung in der Natur nachzuweisen, und am wenigsten mit solchem Glück.« In schwerer Prüfungs- und Leidenszeit hat dann Marx ebenfalls Darwin studiert, und er schreibt am 19. Dezember 1860 an Engels:

»In meiner Prüfungszeit (während der letzten 4 Wochen) habe ich allerlei gelesen. Unter anderm Darwins Buch über *Natural Selection*. Obgleich grob englisch entwickelt, ist dies das Buch, das die naturhistorische Grundlage für unsere Ansicht enthält.«

Marx verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Fortschritte des Darwinismus in Deutschland, und ein »Machwerk Büchners« hat für ihn nur Interesse, weil darin die neuesten deutschen Fortschritte auf darwinistischem Gebiet vermerkt sind. Naturwissenschaftliche und mathematische Probleme halten Marx inmitten seiner aufreibenden ökonomischen Studien in Atem. Und der kranke Marx erlebt noch die Entdeckung des Bazillus und schreibt an Engels über eine Unterhaltung, die er mit einem Dr. Kunemann pflog:

»Diese [Zusammenkunft] fand statt am 8. Mai [1882]; es ist ein Elsässer, wissenschaftlich (medizinisch) gebildet; teilte zum Beispiel mir des Dr. Koch [Entdeckung] über den Bazillus mit vor Empfang Deines Briefes.«

Die zielklare Abkehr von jeder metaphysischen Spekulation kennzeichnen Marx und Engels viel schärfer als Lassalle als »Vertreter des neuen Geschlechts«, das sich nicht mehr vor dem Unsichtbaren beugt. Jeder Sinn für mittelalterliche Romantik fehlt diesen Wirklichkeitssozialisten. Nicht die sich in Wolken verlierenden gotischen Dome des Mittelalters fesseln diese erdgewandten Denker, sondern die harten Grundeigentumsverhältnisse dieser Epoche. Mit großer Liebe studiert Marx die Werke Maurers über die Entwicklung der Markenverfassung. Er lobt sie als außerordentlich bedeutend, da durch sie nicht nur die Urzeit, sondern auch die ganze Entwicklung der Reichsstädte und die Geschichte der öffentlichen Gewalt eine ganz neue Gestalt erhält. »Die erste Reaktion gegen die französische Revolution und das damit verbundene Aufklärertum«, so betont er, »war natürlich: alles mittelalterlich, romantisch zu sehen, und selbst Leute wie Grimm sind nicht frei davon. Die zweite Reaktion (und sie entspricht der sozialistischen Richtung, obgleich jene Gelehrten keine Ahnung haben, daß sie damit zusammenhängen) ist die: über das Mittelalter hinaus in die Urzeit jedes Volkes zu sehen; da sind sie dann überrascht im Ältesten das Neueste zu finden.« Das Mittelalter existiert für unsere sozialistischen Denker nur als Schlüssel zur Gegenwarts- und Zukunftsgeschichte.



In tiefster Seele ist ihnen jeder romantische Überschwang der Empfindungen, jede weinerliche Sentimentalität zuwider. Man erinnere sich der leidenschaftlichen Worte, die Karl Marx schon in jungen Jahren gegen die »schwächliche Liebessabbelei« Feuerbachs richtete, gegen eine »Liebesduselei«, die »massenhafte Hysterie und Bleichsucht« hervorrufen muß:

»Diese Liebe verliert sich in sentimentalen Phrasen, durch welche keine faktischen Zustände beseitigt werden; sie erschläft den Menschen durch den warmen Gefühlsbrei, mit dem sie ihn füttert.«

Marx und Engels kannten keine sich in weichlichen Tränen auflösende, sondern eine starke, sichtbare, Menschenwerke aufbauende Liebe. Zwischen ihnen ersteht eine Freundschaft von einer sittlichen Höhe, wie wir sie selbst nicht in den uns von der bisherigen Geschichte überlieferten Freundesbündnissen antreffen. Aber schwärmerische Freundschaftsbeteuerungen und Gefühlsergüsse sind niemals den Briefen dieser empfindungs- und gedankenstarken Männer eingestreut. Nachdem Engels unter großen persönlichen Opfern jahrelang die Familie Marx tatsächlich über Wasser gehalten hat, da schreibt ihm Marx schlicht nach Vollendung des 1. Bandes seines Lebenswerks, des *Kapitals*, am 16. August 1867:

»Also dieser Band ist fertig. Bloß Dir verdanke ich es, daß dies möglich war! Ohne Deine Aufopferung für mich konnte ich unmöglich die ungeheuren Arbeiten zu den 3 Bänden machen. I embrace you, full of thanks!«

Fast einen fanatischen Haß hegt Engels gegen den Beruf des Kaufmanns und Industriellen. In seinem Brief vom 20. Januar 1845 verwünscht er ihn, weil es besonders »zu scheußlich« ist »nicht nur Bourgeois sondern sogar Fabrikant, aktiv gegen das Proletariat auftretender Bourgeois zu bleiben«. Und er verläßt sich auf die rettende Polizei, die ihm doch bald seine kaufmännisch-industrielle Laufbahn vollständig zerstören werde. Gleichwohl fesselt sich dieser leidenschaftliche Propagandist des Kommunismus, der Ostern 1845 schon durch einen Gewaltstreich alle verbindenden Brücken zu einem bourgeoisen Beruf mutig abbrechen will, bis zum Jahr 1869 selbst an die »süße Kaufmannstätigkeit«, damit sein Freund Marx der Wissenschaft leben und seine weltgeschichtliche Tat: die grundstürzende Kritik der kapitalistischen Gesellschaft, vollbringen kann. Die Hingabe eines vollen, heißen Lebens in einer großen Opfertat für den Freund: das hat die Welt wohl des öftern schon gesehen; nicht aber die weit schwierigere, sich über ein Vierteljahrhundert erstreckende Hingabe der Persönlichkeit an einen ungeliebten Beruf, die für diese Zeit auch den Verzicht auf das in sich schloß, was das Leben lebenswert macht: auf die ungehemmte Propaganda einer neuen, weltgeschichtlichen Idee.

Die ganze Größe und Kraft des Marxschen Geistes verstehen wir erst aus diesem Briefwechsel, aus diesen intimen Schilderungen des Triumphes eines schöpferischen Genius über die gemeine, physisch zerrüttende und seelenmörderische Misere des Alltags. Unter den widrigsten materiellen Umständen nimmt Marx in London sein großes Lebenswerk: die Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsweise, wieder auf. Von allen geschäftlichen Verbindungen mit dem Kontinent sieht sich der revolutionäre Denker völlig abgeschnitten. Der vollständige wirtschaftliche Zusammenbruch seiner Familie steht drohend vor seinen Augen, und in dieser entsetzlichen Lage schreibt er am 31. März 1851 folgenden Brief an Engels:

»Lieber Engels! Während Du Kriegsgeschichte treibst, führe ich einen kleinen Krieg, in dem ich by and by zu unterliegen drohe, und woraus weder Napoléon noch selbst Willich (der kommunistische Cromwell) einen Ausweg gefunden haben würden. . . . Gleichzeitig ist meine Frau niedergekommen am 28. März. Die Entbindung war leicht, dagegen liegt sie jetzt sehr krank da, mehr aus bürgerlichen als aus physischen Gründen. Dabei habe ich verbalement keinen Farthing im Hause, um so mehr Rechnungen dagegen von dem kleinen commerce, Metzger, Bäcker und so fort. Du wirst zugeben, daß diese Gesamtsauce passablement unangenehm ist, und daß ich bis an die Wirbelspitze meines Schädels im kleinbürgerlichen Dreck stecke. Und dabei hat man noch die Arbeiter exploitiert! Und strebt nach der Diktatur! Quelle horreur.«

In diesem Kleinkrieg mit Metzgern, Krämern und Bäckern arbeitet Marx rüstig an einer Kritik der Grundrententheorie fort und diskutiert mit Engels weitläufig das Problem der Anwendung der Elektrizität auf die Agrikultur. Ja, aufrechten, gehobenen Hauptes sitzt er Probleme wälzend an seinem Arbeitstisch, als er nicht mehr ausgehen kann, da sich seine Röcke im Pfandhaus befinden. Und zur gräßlichen Not in Küche und Keller gesellen sich schwere Krankheiten in der Familie. Am 8. September 1852 richtet er folgenden Brief an Engels:

»Meine Frau ist krank, Jennychen ist krank, Lenchen hat eine Art Nervenfieber. Den Doktor kann und konnte ich nicht rufen, weil ich kein Geld für Medizin habe. Seit 8 bis 10 Tagen habe ich die family mit Brot und Kartoffeln durchgefüttert, von denen es noch fraglich ist, ob ich sie heute aufreiben kann. Die Diät war natürlich nicht förderlich bei den jetzigen klimatischen Verhältnissen. Artikel für Dana [Herausgeber der *New York Tribune*] nicht geschrieben, weil ich nicht den Penny hatte, um Zeitungen lesen zu gehen . . . Das Beste und Wünschenswerteste, was passieren könnte, wäre, wenn mich die Landlady zum Haus hinauswürfe. Ich wäre dann wenigstens die Summe von 22 Pfund quitt. Aber so viel Gefälligkeit ist ihr kaum zuzutrauen. Dazu Bäcker, Milchmann, Teekerl, greengrocer, alte Metzgerschuld noch. Wie soll ich mit all dem Teufelsdreck fertig werden? Endlich, in den letzten 8 bis 10 Tagen, habe ich einige Schilling und Pence, was mir das Fatalste ist, aber es war nötig, um nicht zu verrecken, von Arbeitern gepumpt . . . Mein Haus ist ein Lazarett, und die Krise wird so störend, daß sie mich zwingt ihr meine allerhöchste Aufmerksamkeit zu schenken.«

Nur geringe materielle Hilfsmittel fließen Marx aus seiner Mitarbeit an der *New York Tribune* zu. Der Verleger der Zeitung bringt oft seine wertvollsten Artikel nicht zum Abdruck oder verstümmelt diese. Marx erwägt daher, obwohl er im tiefsten Elend steckt, ob er nicht völlig mit diesem Verleger brechen soll. Es hilft aber nicht, er muß weiter »Knochen stampfen, malen und Suppe daraus kochen, wie die Paupers im Workhouse«. Am Anfang des Jahres 1858 sitzt Marx lange Nächte hindurch über die kapitalistische Profittheorie, die er kühn über den Haufen wirft, da philosophiert er über eine rationellere Ausgestaltung der Hegelschen Methode, da verfolgt er mit Interesse die englische Arbeiterbewegung. Und bei seinen Arbeiten frieren ihm fast die emsigen Finger, denn »reeller Kohlenmangel« ist in seiner Behausung eingetreten. Sein schrecklicher Zustand spricht sich am 28. Januar 1858 in folgendem Brief aus:

»In der Tat, wenn dieser Zustand fort dauert, möchte ich lieber 100 Klafter tief unter der Erde liegen als so fortvegetieren. Immer anderen lästig fallen und dabei beständig selbst mit dem kleinsten Dreck gequält sein ist auf die Dauer unerträglich. Ich persönlich arbeite mir die Misere weg durch starke Beschäftigung mit allgemeinen Dingen. Meine Frau hat natürlich nicht die selben Ressourcen usw. Heute kam das Buch von Lassalle an, kostete 2 Schilling, nicht Preis des Buches, sondern die Transportkosten. Dieser Umstand sicherte ihm schlechten Empfang.«

Der Notstand erreicht dann um die Mitte des Jahres 1858 eine Höhe, daß sich Marx ernstlich fragt, ob er nicht in das proletarische Viertel Londons, nach Whitechapel ziehen und sein Mobiliar versteigern soll. Ihn selbst ficht das wenig an, wenn er (und das ist für ihn die Hauptsache) nur eine Stunde Ruhe für seine wissenschaftlichen Arbeiten bekommt. Aber er denkt als sorgender Familienvater an den kranken Zustand seiner Frau und an seine heranwachsenden Mädchen. Unter den schmerzenden Geißelhieben des Elends tritt selbst einmal in Marx das Freundschaftsgefühl gegenüber Engels zurück, das sich doch sonst im schöpferischen Zusammenwirken so reich betätigte. Engels' geliebte Mary, mit der er in freier Ehe in schönster Harmonie zusammenlebte, stirbt plötzlich. Auf diese erschütternde Todesnachricht schreibt Marx ihm nur folgende frostige Zeilen:

»Die Nachricht vom Tode der Mary hat mich ebenso überrascht als bestürzt. Sie war sehr gutmütig, witzig und hing fest an Dir.«

Und nach diesen mageren Worten wendet sich Marx seinem eigenen »Pech« zu. Darauf schreibt ihm Engels, in seiner Freundschaftsgesinnung schwer verwundet, am 13. Januar 1863 folgende Zeilen:

»Du wirst es in der Ordnung finden, daß diesmal mein eigenes Pech und Deine frostige Auffassung desselben es mir positiv unmöglich machten Dir früher zu antworten. Alle meine Freunde, einschließlich Philisterbekannte, haben mir bei dieser Gelegenheit, die mir wahrhaftig nahe genug gehen mußte, mehr Teilnahme und Freundschaft erwiesen als ich erwarten konnte. Du fandest den Moment passend die Überlegenheit Deiner kühlen Denkungsart geltend zu machen. Soit!« Und die entschuldigenden Zeilen von Marx enthüllen uns nun wieder seinen aufreibenden Kleinkrieg mit der Hauswirtin, dem Metzger und Krämer. Er antwortet nämlich am 24. Januar 1863 seinem Freund Engels:

»Lieber Frederick! Ich hielt es für gut einige Zeit verstreichen zu lassen, bevor ich Dir antwortete. Deine Lage einerseits, meine andererseits machten es schwer die Situation »kühl« aufzufassen. Es war von mir sehr unrecht, daß ich Dir den Brief schrieb, und ich bereute ihn, sobald er abgeschickt war. Es geschah dies jedoch keineswegs aus Herzlosigkeit. Meine Frau und Kinder werden mir bezeugen, daß ich beim Eintreffen Deines Briefes (der frühmorgens kam) so sehr erschüttert war als beim Todesfall der mir Nächsten. Als ich Dir aber abends schrieb, geschah es unter dem Eindruck sehr desperater Umstände. Ich hatte den broker im Haus vom Landlord, einen Wechselprotest vom Metzger, Mangel an Kohlen und Lebensmitteln im Haus und Jennychen im Bett liegen. Unter solchen Umständen weiß ich mir generally nur durch den Zynismus zu helfen.«

Dem Freund Engels wird nun der »kühle« Brief von Marx völlig verständlich. Er schreibt an ihn zurück:

»Ich fühlte, daß ich mit ihr das letzte Stück meiner Jugend begrub. Als ich Deinen Brief erhielt, war sie noch nicht begraben. Ich sage Dir, der Brief lag mir eine ganze Woche lang im Kopf, ich konnte ihn nicht vergessen. Never mind, Dein letzter Brief machte ihn wett, und ich bin froh, daß ich nicht auch mit der Mary gleichzeitig meinen ältesten und besten Freund verloren habe.«

Die materiellen Nöte und Ängste weichen erst mit dem Beginn der siebziger Jahre aus dem Hause Marx. Dann erst ist Engels in der Lage die wirtschaftliche Existenz der Familie Marx völlig sicherzustellen. Um die Mitte des Jahres 1865 steht Marx völlig von Schulden überhäuft da. Und erschüttert bekennt er seinem Freund den ganzen Umfang seiner Misere:

»Ich bin schon seit 2 Monaten rein auf das Pfandhaus lebend und also mit gehäuften und täglich unerträglicher werdenden Sturmforderungen auf mich . . . Ich wollte im Anfang zu Dir kommen, um die Sache persönlich zu besprechen. Aber in diesem Augenblick ist jeder Zeitverlust für mich unersetzlich, da ich meine Arbeit nicht gut unterbrechen kann. Ich versichere Dir, ich hätte mir

lieber den Daumen abhauen lassen als diesen Brief an Dich zu schreiben. Es ist wahrhaft niederschmetternd sein halbes Leben abhängig zu bleiben. Der einzige Gedanke, der mich dabei aufrechthält, ist der, daß wir zwei ein Kompaniegeschäft treiben, wo ich meine Zeit für den theoretischen und Parteiteil des business gebe.«

Aber diese verzweifelte Pfandhausexistenz bricht den starken Geist Marx' nicht nieder. Unermüdllich baut er sein Buch Stockwerk um Stockwerk mit einer disziplinierten Ruhe sondergleichen empor. So schreibt er in der Fortsetzung des eben zitierten Briefes:

»Ich kann mich aber nicht entschließen irgendetwas wegzuschicken, bevor das Ganze vor mir liegt. Whatever shortcomings they may have, das ist der Vorzug meiner Schriften, daß sie ein artistisches Ganzes sind, und das ist nur erreichbar mit meiner Weise: sie nie drucken zu lassen, bevor sie ganz vor mir liegen.«

Die starke Männlichkeit ihrer Charaktere bringen Marx und Engels in direkten Gegensatz zu Lassalle, der in seiner naiven Eitelkeit und Ruhmsucht weibliche Wesensart offenbart. Diese Art Ferdinand Lassalles charakterisiert Marx mit folgendem Auszug aus Lassalles Brief:

»Da richtete ich usw. ein schneidend scharfes Memoire usw.« »Ich setzte Boeckh und Humboldt in Bewegung.« »Humboldt schrieb einen fulminanten Brief.« »Ich selbst hatte eine äußerst rein deutsch geschriebene Immediatbeschwerde an den Prinzen.« »Wahrhaft foudroyante Anklagen gegen den Minister.« »Dringende Bitte.« »Ganz konfidentiell.« »Meine größte Pistole.« »Rettungslos.« »Tiefste Verschwiegenheit und Diskretion.««

Man muß zugeben, daß Marx den temperamentvollen Lassalle oft falsch beurteilte. Dieses ungerechte Urteil entsprang dem männlichen Charakter von Marx, der, fest auf sich gestellt, jede Anlehnung an die großen und kleinen Herrgötter der Welt stolz verschmähte. Marx verkennt aber doch gar zu sehr die Selbständigkeit Ferdinand Lassalles, wenn er dessen *Arbeiterprogramm* als »schlechte Vulgarisation des *Manifestes*« herabwürdigt. Dieses Programm war auf ein ethisches Pathos gestimmt, für das der verständliche Marx kein Verständnis hatte. Nicht das *Kommunistische Manifest*, wohl aber das *Arbeiterprogramm* hat wegen seines ethisch kulturellen Charakters eine Umwälzung in dem Denken der arbeitenden Klassen Deutschlands hervorgerufen. Gerechter in seinem Urteil über Lassalle ist Friedrich Engels in seinem Brief an Marx vom 4. September 1864:

»Lassalle mag sonst gewesen sein, persönlich, literarisch, wissenschaftlich, wer er war, aber politisch war er sicher einer der bedeutendsten Kerle in Deutschland. Er war für uns gegenwärtig ein sehr unsicherer Freund, zukünftig ein ziemlich sicherer Feind, aber einerlei, es trifft einen doch hart, wenn man sieht, wie Deutschland alle einigermmaßen tüchtigen Leute der extremen Partei kaputt macht.«

Im Charakter Marx' prägt sich stark ein herrischer Zug aus, und die Geschichte der *Internationalen* hat von ihm manche eigenmächtige Handlung gebucht. Natürlich bestimmten ihn bei diesen autoritären Aktionen durchweg sachliche, außerhalb niedriger persönlicher Interessen liegende Motive. Der Kampf gegen Bakunin und seine Anhängerschaft zum Beispiel war ein grundsätzlicher Konflikt, der auf dem tiefgehenden Unterschied zwischen der sozialistisch-demokratischen und der anarchistischen Auffassung in der Theorie und Taktik der Arbeiterbewegung beruhte. Persönlich hatte Marx, als Bakunin wieder seine revolutionäre Tätigkeit aufnahm, durchaus eine sympathische, mit großer Hochachtung gepaarte Meinung von dem russischen Revolutionär. So schreibt er am 4. November 1864 an Engels:

»Bakunin läßt Dich grüßen . . . Ich sah ihn gestern wieder zum erstenmal nach 16 Jahren. Ich muß sagen, daß er mir sehr gefallen und besser als früher . . . Er (Bakunin) werde sich jetzt, nach dem Fall der polnischen Geschichte, nur noch an sozialistischer Bewegung beteiligen. Im ganzen ist er einer der wenigen Leute, die ich nach 16 Jahren nicht zurück- sondern weiterentwickelt finde. Wenn auch Marx nicht frei von Herrschsucht war, der machtlüsterne Diktator ist er nie gewesen, zu dem ihn seine anarchistischen Feinde gemacht haben. So entwickelt er zum Beispiel dem Freund Engels den Plan den Generalrat nach Genf zu verlegen. Es scheint ihm »eine kluge Maßregel, wenn der Vorschlag von uns ausgeht«. Er zeigt zugleich »den Eseln in Paris, daß wir keineswegs ängstlich auf diese angenehme Diktatur sind«.

Einen gewaltigen Einblick in das äußere Leben Marx' geben uns die 4 Bände des Briefwechsels. Es liegt über diesem Leben eine düstere Tragik, die unsere Bewunderung vor der Leistung dieses Geistes noch steigert. Am 15. März 1883 muß Friedrich Engels in tiefer Trauer dem alten F. A. Sorge von dem Tod Karl Marx' Mitteilung machen:

»Die Menschheit ist um einen Kopf kürzer gemacht, und zwar um den bedeutendsten Kopf, den sie heutzutage hatte.«



IND alle diese Aufschlüsse des Marx-Engelsschen Briefwechsels über den innern Menschen Marx schon von hohem Wert und großer Bedeutung, noch wertvoller und wichtiger sind die Einblicke, die uns die Korrespondenz in die Entstehungsgeschichte des Marxismus gewährt.

An der Entstehung des marxistischen Systems wie es im Haupt Karl Marx' sich formte, hat auch Friedrich Engels reichen Anteil gehabt. Engels war ein dem schöpferischen Genius Marx' wesensverwandter Geist. Er nahm nicht nur, er gab auch. Und Marx selbst legte (wie wir aus einer später noch zu zitierenden Briefstelle sehen) großen Wert darauf, daß die Beihilfe, die ihm sein Freund bei der Ausarbeitung seines großen Werkes geleistet hatte, auch öffentlich bekannt würde. In der Tat: Nur einem eigenen Denker konnte der Marx der vormärzlichen Zeit etwas bieten, und Engels ist in dieser Zeit wohl sein einziger Mitdenker und Mitkämpfer gewesen. Beide vertieften sich in die Entwicklung ihrer Zeit, und ihre Ideen über diese flossen schließlich wie von selbst in einem Punkt zusammen: in dem Gedanken von der sich selbst vernichtenden kapitalistischen Gesellschaft. Dieser Gedanke hätte in dem Kopf Marx' vielleicht nicht jene handgreifliche, plastische Gestalt annehmen können, wenn nicht Engels die katastrophale Entwicklung des Kapitalismus in Altengland selbst erlebt und in seiner Schrift über die arbeitenden Klassen Englands aufgezeichnet hätte. Wie turmhoch steht dieser Engels über den Kommunisten seiner Zeit. In dem ersten Brief von Engels an Marx /1844/ blicken wir in die Anfänge der kommunistischen Bewegung Deutschlands. Vor allem betätigen sich in ihr Literaten, Künstler, Ärzte, Kaufleute und philanthropische Elemente. Selbst der Barmer Polizeikommissär ist Kommunist, aber es ist ein merkwürdiger, verworrener Kommunismus, der in allen diesen Köpfen brodelte. Der junge Engels aber, schon zielklarer Marxist im Jahr 1844, erklärt die wissenschaftliche Begründung des Kommunismus aus den geschichtlichen Entwicklungstendenzen der Zeit heraus für eine strikte Notwendigkeit. Und so schreibt er denn Ende September 1844 von Barmen:

»Solange nicht die Prinzipien logisch und historisch aus der bisherigen Anschauungsweise und der bisherigen Geschichte und als die notwendige Fortsetzung derselben in ein paar Schriften entwickelt sind, so lange ist es doch alles noch halbes Dösen und bei den meisten blindes Umhertappen.«

Mit diesen Zeilen erhebt sich der historisch denkende junge Kommunist über den abstrakten Stirnerschen Egoismus des Einzigen, der doch nur das »Wesen der jetzigen Gesellschaft« und des »jetzigen Menschen« zum Bewußtsein bringt. Ohne die in der deutschen Nationalökonomie bahnbrechende Engelssche Studie über die Lage der arbeitenden Klassen in England, ohne die lichtvollen Engelsschen Darstellungen des gigantischen Werdens der Großindustrie, der Weltwirtschaft und der beginnenden Klassenkämpfe in England hätte das *Kommunistische Manifest* wohl nicht in solchem Maß die hochaktuelle Fassung, die stilistische Kraft des Erlebten erhalten. Die Form als Manifest ist vielleicht Friedrich Engels zu verdanken. Uns ist der Brief Engels' vom 24. November 1847 an Marx erhalten, in dem es unter anderm heißt:

»Überlege Dir doch das Glaubensbekenntnis etwas. Ich glaube, wir tun am besten, wir lassen die Katechismusform weg und titulieren das Ding *Kommunistisches Manifest*. Da darin mehr oder weniger Geschichte erzählt werden muß, paßt die bisherige Form gar nicht. Ich bringe das hiesige mit, das ich gemacht habe, es ist einfach erzählend, aber miserabel redigiert, in fürchterlicher Eile. Ich fange an: Was ist der Kommunismus? und dann gleich das Proletariat: Entstehungsgeschichte, Unterschied von früheren Arbeitern, Entwicklung des Gegensatzes des Proletariats und der Bourgeoisie, Krisen, Folgerungen. Dazwischen allerlei Nebensachen und schließlich die Parteipolitik der Kommunisten, soweit sie vors Publikum gehört.«

Wenn man das *Kommunistische Manifest* zur Hand nimmt, so überzeugt man sich sofort von der Übernahme dieser Engelsschen Vorschläge in diese programmatische Schrift des modernen Sozialismus. Wir kennen freilich nicht den ursprünglichen Marxschen Entwurf, da dieser verloren gegangen ist. Aber wir sehen jedenfalls, wie an dieser im Aufbau und Stil glänzendsten Arbeit des deutschen Sozialismus Friedrich Engels neben Karl Marx tüchtig mitgeschaffen hat. Und damit charakterisiert sich wohl am zutreffendsten die hervorragende geistige Persönlichkeit des Sozialisten Engels.

Immer hat Marx Engels als einen ihm gleichartigen, originellen Denker eingeschätzt. Marx bewertete die Artikel von Engels so hoch, daß er, als äußere Umstände ihn dazu nötigten, kein Bedenken trug eine Reihe von ihnen unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Am 14. August 1851 schreibt Marx an Engels:

»Was nun die *New York Tribune* betrifft, so mußt Du mir jetzt, wo ich mit der Ökonomie die Hände voll, helfen. Schreibe eine Reihe von Artikeln über Germanien, von 1848 an. Geistreich und ungeniert. Die Herren sind sehr frech im ausländischen Departement.«

Auf militärpolitischem und philologischem Gebiet bedient sich Marx vielfach des Engelsschen Wissens. Wir erstaunen über die Energie, mit der sich Engels in die neuen Sprachen, in die Sprachgeschichte usw. hineinarbeitet. In der Militärpolitik, in der Strategie wird er direkt eine Autorität. Seine Abhandlung *Po und Rhein* wird als das Produkt eines preußischen Geheimgenerals betrachtet. Marx spricht in Berlin ausführlich über diese Schrift mit dem General von Pfuell, der als sehr radikal, als Atheist und Jakobiner am preußischen Hof verschrien war. Mit großer Sachkenntnis verfolgt Engels alle strategischen Manöver der preußischen Armee im Jahr

1866, und er behauptet schon im Juli dieses Jahres, in dieser Armee »stärke« viel mehr, als man gewöhnlich zugeben wolle:

»Nach dem unbedingten brillanten Benehmen der Truppe ist ihr Selbstgefühl und zugleich ihre Kriegserfahrung so gewachsen, daß sie morgen den Franzosen gegenüber treten könnten, selbst wenn diese Hinterlader hätten.«

Im Jahr 1870 durchschaut Engels bereits am 31. Juli das »sehr gewagte« Spiel Moltkes:

»Der schließliche Erfolg: daß die Deutschen am Ende siegen, ist mir ganz unzweifelhaft, der Plan von Moltke verrät aber die absolute Gewißheit in der ersten Schlacht mit erdrückender Überlegenheit auftreten zu können.«

Die ständige intensive Beschäftigung mit militärwissenschaftlichen Fragen bewahrte Engels vor oberflächlichen Urteilen, wie sie teilweise in der bürgerlich-demokratischen Presse über das Milizsystem im Schwang waren. So schreibt er unter dem 16. Januar 1868 an Marx:

»Was den Leuten beim Milizwesen überall imponiert, ist die große Masse der Leute, die man auf einmal bekommt, und die verhältnismäßige Leichtigkeit die Leute auszubilden, besonders vor dem Feind. Das letztere ist aber nichts Neues, der alte Napoléon konnte auch Dreimonatsrekruten in Regimentern formiert vor den Feind führen; dazu gehören aber gute Kader und dazu eben wieder etwas anderes als das schweizerisch-amerikanische Milizsystem. Die Yankees hatten am Ende des Krieges noch sehr mangelhafte Kader. Seit Einführung der Hinterlader ist es mit der puren Miliz erst recht am Ende. Womit nicht gesagt ist, das [nicht] jede nationale Militärorganisation irgendwo zwischen der preussischen und der schweizerischen in der Mitte liegt — wo? Das hängt von den jedesmaligen Umständen ab. Erst eine kommunistisch eingerichtete und erzogene Gesellschaft kann sich dem Milizsystem sehr nähern und auch da noch asymptotisch.«

Für das selbständige Denken Engels' sind derartige vom Vulgärurteil völlig abweichende Ansichten sprechende Beweise. Sie lassen uns verstehen, weshalb Marx gerade Engels in alle seine neuen, bahnbrechenden Ideengänge der Kapitalkritik einführte und dessen Urteil einholte. Und ein freimütiger Kritiker war Engels auch dem Freund. Marx sandte ihm den in Korrekturbogen vorliegenden 1. Band *Kapital* zu. Engels gratuliert ihm am 23. August 1867 »zu der kompletten Weise, in der die verzwicktesten ökonomischen Probleme durch bloßes Zurechtrücken und Einstellen in den richtigen Zusammenhang einfach und fast sinnlich klargemacht werden«. Dann aber fügt er hinzu:

»Aber wie hast Du die äußere Einteilung des Buches so lassen können wie sie ist! Das 4. Kapitel ist fast 200 Seiten lang und hat nur 4, durch dünn gedruckte, kaum wiederzufindende Überschriften bezeichnete Abschnitte. Dabei der Gedankengang fortwährend durch Illustrationen unterbrochen, und der zu illustrierende Punkt nie am Schluß der Illustration resümiert, so daß man stets von Illustration eines Punktes direkt in die Aufstellung eines andern Punktes hineinplumpst. Das ist scheußlich ermüdend und bei nicht ganz scharfer Aufmerksamkeit auch verwirrend. Hier wäre häufiger Unterabteilung und stärkere Hervorhebung der Hauptabschnitte entschieden am Platz gewesen und müssen für die englische Bearbeitung entschieden gemacht werden. Überhaupt sind in dieser Darstellung (namentlich Kooperation und Manufaktur) einige Punkte mir noch nicht ganz klar, bei denen ich nicht herausfinden kann, auf welche Tatsachen sich die nur allgemein gegebene Entwicklung bezieht. Der äußern Form der Darstellung nach scheint das 4. Kapitel auch am raschesten geschrieben und am wenigsten wieder durchgearbeitet zu sein. Alles das hat aber nichts zu sagen, die Hauptsache ist, daß den Herren Ökonomen nirgendwo eine schwache Stelle gegeben ist, wo sie Bresche schießen können.«

Einen wirklichen Mitarbeiter an seinen theoretischen Grundlegungen sieht

Marx in Engels. Er spricht daher in seinem Brief an Engels vom 7. Juli 1866 von der »Theorie der Bestimmung der Arbeiterorganisation durch das Produktionsmittel« als von der durch ihn und Engels entwickelten Theorie. Er schreibt:

»Unsere Theorie von der Bestimmung der Arbeiterorganisation durch das Produktionsmittel, bewährt sie sich irgendwo glänzender als in der Menschenabschlachtungindustrie? Es wäre wahrhaftig der Mühe wert, daß Du etwas hierüber schriebsst (mir fehlt Kenntnis dazu), was ich mit Deinem Namen in mein Buch als Appendix eintragen könnte. Überlege Dir das. Soll es geschehen, so muß es aber pour le premier volume geschehen, wo ich dieses Thema *ex professo* behandle. Du begreifst, welche große Freude es mir machen würde, wenn Du auch in meinem Hauptwerk (bisher habe ich nur Kleinigkeiten gemacht) als Kollaborateur direkt, nicht nur durch Zitat, erschienenst!«



ICHT als ein für allemal *festes System* erstand der Marxismus. Im ersten Jahrzehnt nach der bürgerlichen Revolution erhoffen Marx und Engels wohl noch einen baldigen Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft überhaupt. Sie verfolgen die Krisennachrichten aus allen Teilen der Welt. Dann aber beobachten sie mit einer gewissen Enttäuschung, wie lange sich die Epoche der wirtschaftlichen Prosperität ausdehnt, auf wie festen Füßen der welterobernde Kapitalismus steht, und wie sich allmählich das englische Proletariat in der kapitalistischen Wirtschaft einrichtet.

Schon 1858 taucht in einem Brief Engels' die Befürchtung auf, daß sich das Proletariat Englands mehr und mehr »verbürgert«, und daß die bürgerlichste aller Nationen es dahin bringen zu wollen scheine eine bürgerliche Aristokratie und ein bürgerliches Proletariat neben der Bourgeoisie zu besitzen. Und Marx selbst ist über die sich so lang hinziehende Periode bürgerlichen Aufschwungs erstaunt. Starke Zweifel tauchen daher in ihm auf, ob denn tatsächlich der Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft schon bevorsteht. Und so schreibt er dann am 8. Oktober 1858:

»Wir können es nicht leugnen, daß die bürgerliche Gesellschaft zum zweitenmal ihr 16. Jahrhundert erlebt hat, ein 16. Jahrhundert, von dem ich hoffe, daß es sie ebenso zu Grabe läutet wie das erste sie ins Leben poussierte. Die eigentliche Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft ist die Herstellung des Weltmarkts, wenigstens seinen Umrissen nach, und einer auf seiner Basis ruhenden Produktion. Da die Welt rund ist, scheint dies mit der Kolonisation von Kalifornien und Australien und dem Aufschluß von China und Japan zum Abschluß gebracht. Die schwierige question ist für uns die: Auf dem Kontinent ist die Revolution imminet und wird auch sofort einen sozialistischen Charakter annehmen. Wird sie in diesem kleinen Winkel nicht notwendig gecrusht werden, da auf viel größerm Terrain das movement der bürgerlichen Gesellschaft noch ascendant ist?«

Der Blick des Karl Marx, der so fein auf die wirtschaftliche Entwicklung des Bürgertums eingestellt ist, schweift über die alte und neue Welt hinweg und bleibt bei den Fortschritten Rußlands in Zentralasien stehen. »Kannst du mir deine Quellen über den Progreß der Russen in Zentralasien angeben?« fragt er seinen Freund Engels. Stets war dieser große Kopf bemüht seine Theorien über die wirtschaftliche Entwicklung auf ihre Richtigkeit hin nachzuprüfen. Europa erscheint ihm, der vielleicht früher in einer Pariser proletarischen Revolution oder in einer Londoner chartistischen Erhebung den Untergang der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gesehen hatte, nun als »kleiner Winkel«. In seinem weltumfassenden Blick,



in seiner ganz internationalen Betrachtungsweise der wirtschaftlichen und politischen Ereignisse muß Marx uns, die wir gar zu leicht in einem preußisch-deutschen Wahlsieg oder in einem kapitalistischen Skandal schon die kapitalistische Götterdämmerung anbrechen sehen, direkt vorbildlich sein.

Sein elastisches, gegen jede Versteinerung rebellierendes Wesen erschließt uns übrigens der Marxismus in den fein realpolitischen Bemerkungen beider Theoretiker über die politische Lage Deutschlands.

Im Jahr 1866 bricht in Deutschland die Revolution von oben ein und schafft den Norddeutschen Bund. Liebknecht verhält sich dieser staatlichen Schöpfung gegenüber streng ablehnend und macht dem Föderalismus starke Konzessionen. Dieser Föderalismus mißfällt unserm Engels im höchsten Maß, und er schreibt am 22. Mai 1868 an Marx:

»Liebknecht hat sich mit den süddeutschen Föderalisten, Ultramontanen usw. durch Unterzeichnen ihres Protestes komplett identifiziert und stimmt immer mit ihnen. Der schlaue Schweitzer, der sich auf reine Arbeitervertretung beschränkt, hat ihn ganz in den Schatten gestellt.«

Wiederholt wertet Engels die Politik Schweitzers als die schlauere und aktivere Politik und erklärt es als einen Verstoß gegen die Interessen der Partei, wenn sich »unsere Leute . . . in dem faulen Gegensatz von Großpreußen und österreichisch-föderalistischem Großdeutschland zugunsten der einen Partei festbeißen«. Am 25. Juli 1866 schreibt dann Engels an Marx:

»Die Geschichte in Deutschland scheint mir jetzt ziemlich einfach. Von dem Augenblick an, wo Bismarck den kleindeutschen Bourgeoisplan mit der preußischen Armee und so kolossalem Sukzeß durchführte, hat die Entwicklung in Deutschland diese Richtung so entschieden genommen, daß wir ebensogut wie andere das fait accompli anerkennen müssen, we may like it or not . . . Die Sache hat das Gute, daß sie die Situation vereinfacht, eine Revolution dadurch erleichtert, daß sie die Krawalle der kleinen Hauptstädte beseitigt und die Entwicklung jedenfalls beschleunigt. Am Ende ist doch ein deutsches Parlament ein ganz anderes Ding als eine preußische Kammer. Die ganze Kleinstaaterei wird in die Bewegung hineingerissen, die schlimmsten lokalisierenden Einflüsse hören auf, und die Parteien werden endlich wirklich nationale, statt bloß lokale. . . . Wir können also meiner Ansicht nach gar nichts anderes tun als das Faktum einfach akzeptieren, ohne es zu billigen, und die sich jetzt ebenfalls darbieten müssenden größeren Fazilitäten zur nationalen Organisation und Vereinigung des deutschen Proletariats benutzen, soweit wir können. Daß Bruder Liebknecht sich in eine fanatische Österreichererei hineinreiten würde, brauchte mir Stumpf nicht zu schreiben, das konnte gar nicht anders sein.«

Am 22. Oktober 1868 richtet Engels an Marx folgende Zeilen:

»Sonst ist der Kerl [Schweitzer] in der Auffassung der allgemeinen politischen Lage und der Stellung zu den anderen Parteien viel klarer . . . Er erkennt zwar an, daß 1866 und seine Folgen das Zaunkönigtum ruinieren, das Legitimitätsprinzip untergraben, die Reaktion erschüttern und das Volk in Bewegung gesetzt haben, aber er zieht (jetzt) auch gegen die sonstigen Folgen, Steuerdruck usw., los und verhält sich gegen Bismarck viel korrekter, wie die Berliner sagen, als zum Beispiel Liebknecht gegenüber den Exfürsten.«

Das Kapitel der deutschen Politik erörtert dann Engels eingehend beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in seinem Brief vom 15. August 1870. Er sieht in einem Sieg Napoléons III. eine Festigung des Bonapartismus auf Jahre hinaus. Der Kampf um die nationale Existenz werde dann in Deutschland alles absorbieren:

»Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort ein-

gesprungen. Daß eine deutsche politische Partei unter diesen Umständen à la Wilhelm die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Haupt- rücksicht setzen [kann], scheint mir unmöglich ... Den Antibismarckismus zum alleinleitenden Prinzip erheben wäre absurd. Erstens tut Bismarck jetzt, wie 1866, immer ein Stück von unserer Arbeit, in seiner Weise und ohne es zu wollen, aber er tut's doch. Er schafft uns reinern Bord als vorher. Und dann sind wir nicht mehr Anno 1815. Die Süddeutschen ziehen jetzt notwendig in den Reichs- tag ein und damit erwächst dem Preußentum ein Gegengewicht ... Überhaupt, à la Liebknecht, die ganze Geschichte seit 1866 rückgängig machen zu wollen, weil sie ihm nicht gefällt, ist Blödsinn ... Amüsant ist bei Wilhelm die Be- hauptung, weil Bismarck ein ehemaliger Spießgeselle des Badinguet [Napo- léon III.], sei der wahre Standpunkt sich neutral zu verhalten. Wenn das die all- gemeine Meinung in Deutschland, hätten wir bald wieder den Rheinbund, und der edle Wilhelm sollte einmal sehen, was er in dem für eine Rolle spielte, und wo die Arbeiterbewegung bliebe. Ein Volk, das immer nur Hiebe bekommt und Tritte, ist allerdings das wahre, um eine soziale Revolution zu machen, und dazu in Wilhelms geliebten Kleinstaaten!«

Die intransigente, sich von der parlamentarischen Politik abkehrende Taktik Liebknechts stößt bei Marx und Engels auf feste Gegnerschaft. Am besten gefällt ihnen »bei weitem Bebel« in den Debatten über die Gewerbeordnung. Diesen sozialistischen Wirklichkeitspolitiker, der in der Auffassung des Par- lamentarismus einen ganz andern Standpunkt als Liebknecht einnahm, schätzt namentlich Marx außerordentlich hoch. Als später, im September 1882, die Nachricht verbreitet wurde, Bebel sei gestorben, da schreibt Marx erschüttert die Zeilen nieder:

»Es ist entsetzlich, das größte Unglück für unsere Partei! Er war eine einzige Er- scheinung innerhalb der deutschen (man kann sagen: innerhalb der *europäischen*) Arbeiterklasse.«

Marx und Engels neigen also beide stark zu den Ansichten Bebels hinüber, und dieser verfocht gerade während der Debatte über die Gewerbeordnung in seinen praktischen Anträgen eine ganz andere Taktik als Liebknecht. Übrigens bemerkt Engels im Juli 1869:

»Auch ein schöner Standpunkt von Wilhelm, daß man vom »jetzigen Staat« Kon- zessionen an die Arbeiter weder nehmen noch selbst erzwingen darf. Damit wird er viel bei den Arbeitern ausrichten können.«

Und Marx stimmt im wesentlichen seinem Freund bei. Er schreibt ihm:

»Wilhelms in der Beilage abgedruckter Redeteil (in Berlin gehalten) [*Über die politische Stellung der Sozialdemokratie*] zeugt innerhalb des Falschen von nicht zu leugnender Schlaueit sich die Sache zurechtzumachen. Übrigens ist das sehr schön! Weil man den Reichstag nur als Agitationsmittel benutzen darf, darf man niemals dort für etwas Vernünftiges und direkt die Arbeiter- interessen Betreffendes agitieren!«

Das Sektenhafte, Unselbständige, Bürokratische der deutschen Arbeiter- bewegung widert natürlich einen Marx, der stets sein Auge auf die große, eine halbe Welt umspannende Wirtschaftspolitik Großbritanniens gerichtet hat, in tiefster Seele an. Er schreibt daher an Engels am 26. September 1868:

»Für die deutsche Arbeiterklasse ist das Allernötigste, daß sie aufhören unter hoher obrigkeitlicher Erlaubnis zu agitieren. Eine so bürokratisch eingeschulte Rasse muß einen selbständigen Kursus in der *Selbsthilfe* durchmachen. Ander- seits haben sie unbedingt den Vorzug, daß sie die Bewegung unter viel ent- wickelteren Zeitverhältnissen beginnen als die Engländer und, als Deutsche, Köpfe zum Generalisieren auf den Schultern haben.«

Eine selbständige, nicht von außerhalb des Proletariats stehenden Elementen geleitete Arbeiterbewegung ist das große Ziel der Marx-Engelsschen Bestrebungen. Mit Grauen denkt Engels einmal an eine Überflutung West-

europas mit revolutionären russischen Studenten, die sich als Führer der Partei aufwerfen. Er äußert sich am 29. April 1870 folgendermaßen:

»Welch ein Pech für die Welt, wenn es nicht greulich gelogen wäre, daß in Rußland 40 000 revolutionäre Studenten seien, ohne ein Proletariat oder auch nur ein revolutionäres Bauertum hinter sich und ohne eine andere Karriere vor sich als das Dilemma: Sibirien oder Auswanderung nach Westeuropa. Wenn irgend etwas die westeuropäische Bewegung ruinieren könnte, so wäre es die Importation dieser 40 000 mehr oder weniger gebildeten, ambitionösen, hungrigen russischen Nihilisten; lauter Offiziersaspiranten ohne Armee, die wir ihnen stellen sollen, eine kostbare Zumutung, daß, um Einheit ins europäische Proletariat zu bringen, es russisch kommandiert werden muß.«

Mit regem Interesse und tiefem Verständnis haben Marx und Engels alle Entwicklungsphasen der deutschen Politik verfolgt. Und doch haben sich unsere Gegner vielfach die Vorstellung gebildet, Marx und Engels wären in London ganz dem wirklichen Gang der deutschen Politik entfremdet worden und hätten dieser Politik als verbissene, unbelehrbare Doktrinäre gegenübergestanden. Eine grundverkehrte Ansicht. Marx und Engels waren zu gute Marxisten, um nicht unter dem Einfluß der großen weltpolitischen Umwälzungen ständig umzulernen und ihre Taktik den neuen, harten Tatsachen anzupassen.

XX

## WOLFGANG HEINE · ZUM STREIK DER ÄRZTE



M 1. Januar soll der skandalöse Kampf zwischen Ärzten und Krankenkassen einsetzen. Ein skandalöser Kampf, denn er wird auf dem Rücken der Ärmsten, der Kranken, der Arbeitslosen ausgepaukt werden. Es wäre müßig hier zu untersuchen, auf welche Seite der größere Teil der Schuld fällt, daß es so weit gekommen ist. Solche Kämpfe wachsen mit Naturnotwendigkeit aus gegebenen Verhältnissen heraus, wobei einzelne durch Unvernunft und Übereifer wohl viel verderben können, guter Wille einzelner aber wenig zu verhindern vermag. Jetzt heißt es nicht mehr: hätte sich der Kampf vermeiden lassen? sondern: er ist da, und es gilt Stellung zu ihm zu nehmen.

Die ganze Unfähigkeit unseres Staates und unserer leitenden Staatsmänner zeigt sich daran, daß es nicht gelungen ist diesen verrückten Krieg zu vermeiden, der unbedingt hätte vermieden werden müssen. Der Reichskanzler jammert im Reichstag über den Terrorismus gegen Arbeitswillige, ergeht sich in allgemeinen Redewendungen über die Auswüchse der Koalitions-idee und befürwortet ihre Beschränkung zugunsten der Idee individueller Freiheit, als ob man Ideen als solche willkürlich kommandieren könnte wie die Fuhrwerke auf der Friedrichstraße; aber der unmittelbar vor seinen Augen sich entwickelnde brennende Kampf mit allem Elend in seinem Gefolge ist ihm keines Wortes wert. Natürlich wird man einwenden, daß das Reichsamt des Innern und die Regierungen Verhandlungen geführt und Ausgleich versucht haben, und daß diese eben gescheitert seien. Ich will auch gern zugeben, daß das Problem ungeheuer schwer ist. Aber um so energischer müßte es angefaßt werden, um so nötiger war es eine Lösung zu finden, um so unverantwortlicher ist es, daß nicht einmal ein Versuch gemacht worden ist durch ein Notgesetz diesem mörderischen Kampf vorzubeugen. Der Bundesrat erläßt eine Verordnung, die

rein formell den Kassen die Möglichkeit gibt in den Kampf einzutreten, und nun mag das Ringen losgehen.

Ich will freilich nicht verschweigen, daß auch die Parteien des Reichstags fatalistisch zusehen, wie die Dinge diesem unerhörten, der Vernunft und dem sozialen Pflichtgefühl ins Gesicht schlagenden Kampf entgegentreiben. Auch sie wollen das heiße Eisen nicht anfassen. Für die Parteien, die Angehörige sowohl in der einen wie in der andern Interessentengruppe haben, liegt die Klugheitserwägung sehr nahe sich nicht Feinde machen zu wollen, indem sie Stellung nähmen oder sich ein Schiedsrichteramt auflüden in einer Frage, wo so schwer zu entscheiden ist, auf welcher Seite das größere Gewicht von Recht und Unrecht liegt, und welcher Teil am Ende die Oberhand behalten wird.

Ein solches Schiedsrichteramt möchte nun auch ich mir nicht anmaßen. In der Rotgluthitze des Streites würde das sanfte Öl vernünftiger Erwägungen ohnehin wirkungslos verdampfen. Es wäre auch für jemand, der nicht ein Spezialstudium daran gewandt hat, im Augenblick ein aussichtsloses Unternehmen die beiderseitigen Behauptungen auf ihre tatsächliche Richtigkeit und die Forderungen auf ihre objektive Gerechtigkeit prüfen zu wollen. Wohl aber fühle ich als Sozialdemokrat die Pflicht der Irreführung entgegenzutreten, als ob der Kampf der Ärzte gegen die Kassen ein Ringen bürgerlicher Angestellten mit sozialdemokratischen Arbeitgebern, geistiger Arbeit mit Handarbeitsbrutalität, individueller Freiheit mit sozialistischer Tyrannei wäre.

Diese Behauptung wird nicht ohne Absicht von ärztlicher Seite aufgestellt. Und nichts ist so dumm und ungerecht, daß es im Deutschen Reich nicht hoffen könnte Anklang zu finden, sobald es über die Sozialdemokratie verbreitet wird. Wer auf diese loshackt, hat begründete Hoffnung sich die Sympathieen der Besitzenden und vieler sogenannten *Gebildeten* zu erwerben; jedenfalls erwartet er die Staatsbehörden auf seine Seite zu bekommen. So haben einige Wortführer der Ärzte von Anfang an ihre wirtschaftlichen Bestrebungen in der ungeschicktesten Weise mit einem Kampf gegen die politische Volksfreiheit in ihrer Vertreterin der Sozialdemokratie verquickt. Vor allem ist es Herr Dr. Mugdan gewesen, der sein Mandat als fortschrittlicher Reichstagsabgeordneter mit der Tätigkeit eines Dozenten bei dem urreaktionären *Reichsverband gegen die Sozialdemokratie* zu vereinen wußte, und der als Wortführer des Bülowblocks keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um den Widerstand, den die Krankenkassen den Forderungen der Ärzte leisteten, als *sozialdemokratisch* zu denunzieren. Diese politischen Treibereien gegen die Krankenkassen von ärztlicher Seite haben sehr viel dazu beigetragen die Selbstverwaltung der Krankenkassen zu vernichten, wie es durch die Reichsversicherungsordnung tatsächlich geschehen ist, wenn auch dieses Resultat erst nach einer gewissen Übergangszeit sich allgemein verwirklichen wird. Selbstverständlich haben die in dieser Weise angegriffenen in Kassenvorständen sitzenden Sozialdemokraten, die das Bewußtsein hatten von den Kassenangelegenheiten mehr zu verstehen als ihre Angreifer und in langjähriger Praxis das Beste der ihnen anvertrauten Organisationen gefördert, ja das Institut der Krankenversicherung erst ausgebaut und volkstümlich gemacht zu haben, sich diese Anschuldigungen nicht

ohne Widerspruch gefallen lassen. Die Antworten sind natürlich zum Teil auch einseitig ausgefallen, und die Erbitterung auf beiden Seiten ist immer mehr gestiegen.

Die Sozialdemokratie als solche aber hat in diesem Kampf nicht Partei ergriffen. Wenn einzelne Sozialdemokraten in ihrem Bestreben die Interessen der ihnen anvertrauten Kassen zu wahren und in der Polemik gegen ihre Angreifer die Grenzen der Billigkeit überschritten haben, so haben sie das in ihrer Eigenschaft als Kassenvorstände und Beamte getan. Die sozialdemokratische Doktrin und Politik ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Wohl aber ist es Zeit daran zu erinnern, daß in den neunziger Jahren Sozialdemokraten es waren, die, nachdem sie die Herrschaft in den Krankenkassen der großen Städte erlangt hatten, die freie Arztwahl im unaufhörlichen Kampf mit den Vertretern der Arbeitgeber, also mit Nichtsozialdemokraten, eingeführt haben, angefeindet von der kapitalistischen Presse und bei dieser wie bei anderen Bestrebungen zur Reformierung und Fortbildung des Krankenkassenwesens vielfach gehemmt und gehindert durch die bürokratischen Aufsichtsbehörden. Vor einigen Tagen ist es in der Münchener Ortskrankenkasse den vereinigten *bürgerlichen*, das heißt klerikalen und sich liberal nennenden Elementen gelungen die sozialdemokratische Mehrheit zu beseitigen, die dort seit langen Jahren die Kasse im besten Verhältnis zu den Ärzten geleitet hat; und die erste Folge davon sind Angriffe gegen die dort bestehende freie Arztwahl. Einem Sozialdemokraten muß es zweifellos sein, daß die freie Arztwahl die einzig würdige Form ärztlicher Versorgung bildet, daß sie auch der wissenschaftlichen Stellung der Ärzte am meisten entspricht, und daß die großen Vorteile, die sie bringt, weit ihre Gefahren und Nachteile überwiegen, von denen sie, wie jede andere freie Einrichtung, allerdings nicht völlig verschont bleiben kann.

Gegenwärtig nun ist freilich ein recht verworrenes Bild entstanden. Not und Kampf bringen einen zu seltsamen Schlafgenossen, und so haben die Angriffe der Ärzte es zuwege gebracht, daß jetzt an vielen Orten die Ortskrankenkassen, in deren Vorstand Sozialdemokraten die ausschlaggebende Mehrheit bilden, mit den Betriebskrankenkassen, diesen nach sozialdemokratischer Auffassung unerträglichsten Auswüchsen des Klassenvorrechts, verbrüdet erscheinen, und daß beide zusammen die Hilfe der politisch und sozialpolitisch reaktionären Regierungen nachsuchen und erhalten. Schon dies beweist, daß der Kampf der Ärzte kein Kampf gegen den Sozialismus ist, daß der Widerstand der Kassen nichts Sozialdemokratisches an sich hat. Der Sozialdemokrat kann nur mit tiefstem Bedauern diese Erscheinung konstatieren, die für sich allein schon die mörderische Unvernunft und Schädlichkeit dieses Kampfes zeigt.

Ich kann, wie gesagt, nicht entscheiden, ob die Geldforderungen der Ärzte zu hoch sind, ob die Kassen sie leisten könnten, ob ihre Bewilligung nicht die anderen Zweige der Kassentätigkeit lahmlegen würde, wie die Kassenvertreter es behaupten. Aller Erfahrung entspricht es, daß bei solchen Gelegenheiten mehr als das objektiv Mögliche gefordert werde. So geht es im Krieg zu; gewerkschaftlich geschulte Genossen haben aber keinen Anlaß darüber in moralische Entrüstung auszubrechen. Ganz allgemein aber muß

dies gesagt werden: Die Bezahlung, die den Ärzten bisher geboten wurde, war vielfach unwürdig, und das Verlangen nach höherem Honorar ist berechtigt. Eine Anzahl Kassen hat verstanden rechtzeitig den Interessen der Ärzte entgegenzukommen; andere, namentlich die Betriebskassen, haben sich mehr als billig ablehnend verhalten. Diese schlechte Bezahlung geistiger Arbeit ist in Deutschland mit seinem Überschuß von wissenschaftlich Gebildeten leider althergebracht. Was aber bei eigensüchtigen Fabrikanten ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern gegenüber nicht wundernehmen kann, das dürfen Gebilde, die der sozialen Fürsorge dienen sollen, wie die Krankenkassen, nicht zur Regel ihres Handelns machen. Die Krankenversicherung, die ein Gegengewicht gegen die Ausschreitungen kapitalistischer Privatwirtschaft bilden soll, darf nicht ihre Arbeit nach dem kapitalistischen Grundsatz der Bestimmung des Lohns durch die Nachfrage behandeln. Die Opfer der Ausbeutung dürfen nicht selbst Ausbeuter werden, ein Werk sozialer Gerechtigkeit darf nicht auf unbezahlter Arbeit beruhen. Unbezahlte Arbeit, Ausbeutung ist es aber, wenn man wissenschaftliche Leistungen der Ärzte gegen einen Lohn verlangt, der ihnen nicht gestattet so viel zu verdienen, daß sie durch ihre Arbeit die Kosten ihres Studiums wieder hereinbringen, Kinder erzeugen und ausbilden können. Die Grenze der Bezahlung wird im einzelnen Fall zweifelhaft, und eine Übereinstimmung nicht immer herzustellen sein; aber dieses Grundprinzip muß festgehalten werden. Die Gefahr der Beitragserhöhung darf auch kein Argument gegen die Zahlung angemessener Arzthonorare sein.

Die Ärzte klagen auch über unwürdige Abhängigkeit und Behandlung durch Krankenkassenvorstände. Ich gestehe, daß ich in dieser Beziehung weniger Mitgefühl mit ihnen habe. Im allgemeinen wird unwürdig nur behandelt, wer sich dazu hergibt; Konkurrenzneid und Streberei sind nicht eben geeignet würdige Behandlung zu erzielen. Aber das Heilmittel gegen Würdelosigkeiten sowohl der Arbeitgeber als unter den Arbeitern ist allemal die *Organisation*. Unter allen Umständen muß jeder Sozialdemokrat den Fortschritt erkennen, der in der Organisation auch der geistigen Arbeiter liegt, und ihr Koalitionsrecht muß ihm so heilig sein wie das der Handarbeiter. Die Verhandlung von Organisation zu Organisation muß für Sozialdemokraten das Selbstverständliche sein. Es mag nicht angenehm und leicht sein mit dem Leipziger Verband zu verhandeln, der im Bewußtsein den größten Teil aller Berufsgenossen (er behauptet: 95%) zu umfassen die Trümpfe in solchem Grad in der Hand hat und der, wie sehr jugendliche Organisationen häufig tun, zu Maßlosigkeiten zu neigen scheint. Aber eine solche bestimmende Position ist doch auch das Ziel der Arbeitergewerkschaften. Einem Sozialdemokraten jedenfalls ziemt es nicht in die Klagen Bethmann Hollwegs über die Übermacht der Koalition einzustimmen, und noch weniger das Geschrei des Grafen Westarp über den Terrorismus der Organisierten nachzuahmen und in die Lobpreisung der Streikbrecher zu verfallen. Der Appell an Ehrgefühl und Solidarität, den die Ärzte an die ärztlichen Streikbrecher richten, ist ebenso berechtigt wie das gleiche in den Lohnkämpfen der Arbeiter. Anstößig ist nur, daß Arbeiter in solchen Fällen schwer bestraft werden, während die Justiz ein ganz richtiges Verständnis für das hat, was die studierten Standesgenossen in ihren Klassenkämpfen

tun. Jedenfalls können wir Sozialdemokraten bei den Ärzten das nicht *Terrorismus* und *Organisationszwang* schelten, was wir in gewerkschaftlicher Kämpfen für notwendig erklären. Die ärztlichen Streikbrecher haben bei ihrer höhern Bildung noch weniger Entschuldigung für sich als mancher arme Teufel von unaufgeklärtem Arbeiter; und Streikbrecher aus überstiegenem individualistischem Trotz gibt es auch unter den Gelben.

Man wird nicht behaupten können, daß die Vertreter der Krankenkassen bei dieser Polemik gegen die ärztlichen Organisationen stets das richtige Maß innegehalten hätten. Freilich, im Kampf sind übertriebene, verkehrte Worte nicht immer vermeidbar; aber der Sozialdemokrat muß auch im Streit immer wieder zur Besinnung auf seine Grundsätze gelangen. Dazu gehört vor allem das Prinzip der persönlichen Freiheit. Es ist ein peinliches und beschämendes Bild Sozialdemokraten Arm in Arm mit dem brutalen Unternehmertum zu sehen, das sich mit Hilfe einer reaktionären Reichstagsmehrheit das Vorrecht der Betriebskrankenkassen erhalten hat und mit den Regierungen, die bei der Reichsversicherungsordnung, von der selben Mehrheit und von der Unwissenheit des bürgerlichen Liberalismus unterstützt, die Selbständigkeit der Arbeiter in den Krankenkassen gebrochen und sich das Recht der politischen Ächtung sozialdemokratischer Kassenbeamten verschafft haben. Kapitalismus und Bureaukratie haben ein Interesse den Ärztestand, einen der letzten noch nicht völlig der Fuchtel des Beamtenstaats unterworfenen freien Berufe, niederzuzwingen. Sozialdemokraten haben das entgegengesetzte Interesse. Nichts ist gefährlicher als die Allmacht dieses bürokratischen Staates, der der grundsätzliche Feind der freien Tätigkeit ist, der, soweit er nicht als der Vollstrecker des volksfeindlichen Kapitalismus auftritt, eine unfruchtbare, leerlaufende, sich selbst zum Zweck gewordene Maschinerie bedeutet. Die Herabdrückung freier wissenschaftlicher Arbeiter zu angestellten Kulis der Kapitalisten und des Polizeistaats ist nicht ein Fortschritt zum Sozialismus. Die Engherzigkeit, die keinen sozialdemokratischen Bureauschreiber oder Krankenkassenkontrolleur in den Kassen dulden will, würde vor sozialdemokratischen Kassenärzten nicht haltmachen, wenn diese erst feste Angestellte der den Behörden unterworfenen Krankenkassen wären. Wie die Verhältnisse heute schon bei den Betriebskrankenkassen liegen, ist bekannt

Freilich liegt die Schuld an diesen Mißverständnissen und Verwirrungen zum großen Teil an den Ärzten und ihrer Führung. Wie schon bemerkt, haben die Ärzte in unglaublicher Verblendung und allen unseren Warnungen zum Trotz geholfen die Unabhängigkeit der Krankenkassen zu zerstören. Jetzt kommt es so, wie wir vorausgesagt hatten: Die Regierungen, denen jeder unabhängige Beruf verdächtig ist, nehmen gegen die Ärzte Partei. Die Krankenkassen aber, solange sie noch unter sozialdemokratischer Leitung stehen, sollten nicht eine Torheit und Ungerechtigkeit mit einer andern vergelten, die zwar als Ausbruch lange angehäuften Ärgers erklärlich, aber vom Standpunkt der sozialdemokratischen Idee und Politik unverzeihlich wäre. Denn die Regierungen werden ja doch nur eine Zeitlang den Kassen zur Seite stehen: gerade so lange, bis sie beide Teile von sich abhängig gemacht haben werden. Daß dieser Kriegszustand, die Entscheidung über die *Arbeitsunfähigkeit* durch Nichtärzte und die Auszahlung von Geld-

betragen statt der Leistung ärztlicher Behandlung, länger als einige Monate fortgesetzt werden könnte, ist völlig ausgeschlossen; das wäre der Bankrott der Krankenversicherung. Also muß ein Ausgleich gefunden werden. Das heißt, nachdem unzählige Kranke Schaden genommen haben und neue Berge von Erbitterung aufgehäuft sind, werden die Regierungen wieder auf dem Plan erscheinen, den Krankenkassen wird ein Friede oktroyiert werden, durch den die Regierungen sich den Dank der Ärzte sichern, ohne daß diese jedoch allzu selbständig werden können, und zum Schluß wird es heißen, das Ganze wäre ein Triumph über sozialdemokratische Mißwirtschaft und Tyrannei in den Krankenkassen. Daß die Lieblingkinder der kapitalistisch fühlenden Regierungen, die Betriebskrankenkassen, im Streit gegen die Ärzte am wenigsten Entgegenkommen gezeigt haben, das wird man schleunigst vergessen. Und das Ergebnis wird eine Entfremdung der zwar nicht zahlreichen, aber höchst einflußreichen Intellektuellen (keineswegs nur der Ärzte) von der Sozialdemokratie sein, Mißtrauen in deren Fähigkeit geistiger Arbeit gerecht zu werden.

Und sicherlich werden die Regierungen und die arbeiterfeindlichen Parteien nicht zögern alle Erscheinungen dieses Kampfes gegen die *I d e e d e r K o a l i t i o n* auszubeuten. Dies war schon deutlich aus den Worten des Reichskanzlers herauszuhören. Jedes Wort eines Sozialdemokraten zur Verteidigung der ärztlichen Streikbrecher wird bei den bevorstehenden Erörterungen über den Vorstoß gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter uns vorgehalten werden. Alles Unheil, das die Einstellung der ärztlichen Leistungen im Gefolge hat, wird gegen die Freiheit der Koalition überhaupt, gegen Vereinbarungen von Organisation zu Organisation, gegen den Gedanken der Tarifgemeinschaften ausgebeutet werden. Die Rechnung wird schließlich die fortgeschrittene deutsche Arbeiterschaft zahlen müssen. Es ist dringend zu wünschen, daß Sozialdemokraten, die leitende Stellen in den Krankenkassen einnehmen, sich der Verantwortlichkeit für diese Folgen bewußt bleiben. Der Kampf darf nicht geführt, der Friede nicht geschlossen werden auf Kosten der Partei, die sich die Aufgabe gestellt hat mehr als andere die Rechte jeder Arbeit gegen Ausbeutung, den Wert der freien wissenschaftlichen Leistung gegenüber kapitalistischer und bürokratischer Herrschaft, der Selbsttätigkeit, Selbstverwaltung, freien Koalition gegen zentralistische Bevormundung zu vertreten. Gegen diese Ausnutzung des leidigen Kampfes Verwahrung einzulegen ist die Aufgabe dieser Zeilen.

XX  
**MAX SCHIPPEL · AMERIKANISCHE LANDWIRTSCHAFTSENTWICKELUNG**



**W**IEDER einmal liegt für die Vereinigten Staaten das Ergebnis des alle 10 Jahre veranstalteten Bevölkerungs- und Wirtschaftszensus vor.<sup>1)</sup> Viele Teile des inhaltreichen Werks werden in Europa naturgemäß nur einen kleinen Leserkreis finden. Auf allseitiges Interesse darf dagegen das Zahlenmaterial über die neuweltliche Landwirtschaftsentwicklung rechnen: wegen deren Rückwirkung

<sup>1)</sup> Siehe 13. *Census of the United States taken in the year 1910: Abstract of the Census*, bearbeitet vom Direktor des Bureau of the Census E. Dana Durand /Washington 1913/: 569 Folioseiten, mit vielen Tabellen und zeichnerischen Erläuterungen.



auf unsere heimischen Märkte und Produktionen und wegen der allgemeinen agrar- und kolonialpolitischen Bedeutung solcher statistischer Bestandsaufnahmen und Rückblicke für junge Erdstriche, die ihre siedelungskoloniale Grundlage noch immer nicht verleugnen können, und die dennoch verblüffend rasch von fast allen beängstigenden Agrarproblemen der alten Welt mehr und mehr erfaßt werden. Deshalb sei es auch an dieser Stelle versucht einige Grundzüge des amerikanischen Gesamtbildes schärfer hervorzuheben.



**W**EGEN des eigenartigen, für alle Siedelungskolonieen charakteristischen Zusammentreffens von jungfräulich-herrenlosem Land mit neu zuwandernden, nicht eingeborenen Bevölkerungsmassen nannte Karl Marx bekanntlich zur Zeit der Niederschrift des *Kapitals* die Vereinigten Staaten noch immer ein Kolonialland Europas: selbstverständlich »ökonomisch gesprochen«, wie Marxisten dies ja immer in erster Linie tun sollten.<sup>2)</sup> Ist dieses Zusammenfinden, diese Grundvoraussetzung der siedelungskolonialen Entwicklungsstufe bereits vollkommen erloschen und verschwunden? Mit anderen Worten: Hat sich die allmähliche Erschöpfung des alten Indianer- und spätern Reichs- und Staatslands, der *public domain*, bereits so weit fortgesetzt, daß die Neulanderschließung, die vor allem nach der Beendigung des Bürgerkriegs und beim Hereinbruch der europäischen Agrarkrise die ganze zivilisierte Welt in Staunen setzte, so gut wie ganz aufgehört hat? Daß das Gemeinland des Bundes und der Einzelstaaten heute noch, dem bloßen Umfang nach, ganz gewaltig ist, weiß man. Aber handelt es sich dabei um mehr als Dauerwaldgebiete und unverbesserliche Wüsteneien, nach denen kein Neusiedler jemals mehr verlangen mag?

Zur Antwort hierauf lassen sich zwei statistische Feststellungen benutzen: die des *land in farm*, also des von Siedlern, Käufern und sonstigen privaten Anspruchsberechtigten überhaupt besitzergriffenen Landwirtschaftsbodens, und speziell des *improved land*, das heißt jenes Farmlandanteils, der bereits wirklich dem Pflug unterworfen wurde und in irgendeiner Art periodisch abgeerntet wird. Bei der verschwenderischen Freigebigkeit der alten und selbst noch der neuern Heimstättengesetzgebung und Landpolitik decken sich beide Summen nicht entfernt, aber sie verlaufen im großen und ganzen parallel, nur mit etwas beschleunigtem Wachstum der *improved* (wirklich landwirtschaftlich in Angriff genommenen, meliorierten) Fläche. Im folgenden sind die Übersetzungen *Farmland* und *bestelltes Land* gewählt.

Greifen wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beide Zifferreihen heraus, so zeigt sich, im Gegensatz zum alten bodenbeengten Europa, 1890 bis 1900 und selbst 1900 bis 1910 noch immer eine umfassende Ausweitung des Landwirtschaftsareals in Amerika. In Acres betrug das *land in farms*: 1850 293 560 614, 1860 407 212 538, 1870 durch die noch nicht verwundenen Rückschläge im Süden abermals nur 407 735 041, 1880 536 081 835, 1890 623 218 619, 1900 838 591 774, 1910 878 798 325. Da das wirklich *bestellte* Farmland diesen unvergleichlichen weltwirtschaftlichen Expansionsprozeß noch schlagender

<sup>2)</sup> Es handelt sich hier von wirklichen Kolonieen, jungfräulichem Boden, der durch freie Einwanderer kolonisiert wird. Die Vereinigten Staaten sind, ökonomisch gesprochen, immer noch Kolonialland Europas. Siehe Marx *Das Kapital*, 1. Band, 4. Auflage / Hamburg 1890 /, pag. 729.

kennzeichnet, so seien auch hierfür die entsprechenden Fortschritte angeführt: 1850 113 032 614 Acres, 1860 163 110 720, 1870 188 921 099, 1880 284 771 042, 1890 357 616 755, 1900 414 498 487, 1910 478 451 750 Acres. Das schließliche Abflauen dieses Vorstoßes der europäischen Wirtschaftsweise gegen die Wildnis ist gewiß unverkennbar, besonders da man zuletzt (im Durchschnitt) eine viel geringere Bodenergiebigkeit, einen Übergang zu ökonomisch geringerwertigen Bodenklassen in Ansatz bringen muß. Aber rechnen wir, wie gewöhnlich, je 3 Jahrzehnte als ein Menschenalter, so steht das jüngste Menschenalter sogar in den Vereinigten Staaten, was diese Siedelungskolonisation anlangt, noch immer hoch über der vielbewunderten gleichlangen Erschließungsperiode, die voranging, denn das Farmland wuchs 1850 bis 1880 um 242 521 221 Acres, 1880 bis 1910 um 342 716 490, das bestellte Farmland anfangs um 171 738 428, später um 193 680 708 Acres. Und selbst zwischen 1900 und 1910 weitete sich das Farmland noch immer um 40 206 551 Acres aus, das bestellte Farmland sogar um 63 953 263 Acres, oder um fast 15½%. Welchen ungeheuren Zuwachs dieses Neuland selbst im jüngsten Jahrzehnt noch darstellt, ergibt am besten der eine Vergleich: daß nach der deutschen Betriebsstatistik von 1907 das gesamte deutsche Ackerland kaum so viel betrug wie dieser erwähnte Zugang an *improved land*, nämlich nur 60 347 914 Acres (24 432 354 Hektar), während die gesamte deutsche landwirtschaftliche Fläche (also mit Einschluß von Wiesen und Weiden, Gärten und Weinbergen) sich auf 31 834 874 Hektar, also 78 632 139 Acres belief.<sup>3)</sup>

Bei dieser Expansion spielen die jüngeren westlicheren Staaten stets die entscheidendste Rolle, denn die älteren Gebiete, obwohl sie nach europäischen Begriffen noch lange nicht vollerschlossen sind, verfallen unter der Konkurrenz der westlicheren Jungländereien gewöhnlich überraschend frühzeitig dem Stillstand oder gar dem Rückgang ihrer Anbauflächen. Östlich vom Mississippi (und wie lange ist es her, daß die Union politisch-völkerrechtlich oder gar wirtschaftlich-kolonisatorisch über den Mississippi hinüberwuchs?) nahm zwischen 1900 und 1910 das Farmland sogar von 367 294 999 auf 366 138 019 oder um 1 156 980 Acres ab, das bestellte Farmland nahm nur von 211 928 448 auf 217 949 605 oder um 6 021 157 Acres (2,8%) zu, während im Westen des Mississippi im letzten Jahrzehnt das Farmland von 471 296 775 auf 512 660 306 oder um 41 363 531 Acres (8,8%) sich ausdehnte, das bestellte Farmland sogar von 202 570 039 auf 260 502 145 Acres oder um 57 932 106 Acres (28,6%). Hinsichtlich des Farmlands wie des bestellten Farmlands waren zwischen 1900 und 1910 die Neuengland- und die mittelatlantische Gruppe (Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut einerseits, New York, New Jersey, Pennsylvania andererseits) sogar Rückgangsgebiete, während beispielsweise die jungen nordwestlichen Mittelstaaten (Minnesota, Iowa, Missouri, Norddakota, Süddakota, Nebraska, Kansas) sich bis zuletzt in folgenden Riesensprüngen vorwärts bewegten (in Millionen Acres):

Art des Landes	1850	1860	1870	1880	1890	1900	1910
Farmland	12,50	35,20	51,76	101,20	150,80	201,01	232,65
Bestellt	3,77	11,12	23,51	61,25	105,52	135,64	164,28

<sup>3)</sup> Die Hektare nach der Reichstatistik; die Umrechnung nach den englischen *Agricultural Statistics*, 5. Teil / London 1913/, pag. 435.

Wenn man sich hier gleichfalls erinnert, daß Deutschlands gesamte landwirtschaftliche Fläche nicht über 78,6, sein Ackerland nicht über 60,3 Millionen Acres hinausgeht, so gewinnt man ein annäherndes Augenmaß für die Größenverhältnisse der zwar veränderten, aber nach wie vor fortwirkenden siedlungskolonialen Expansion in den jüngeren Unionsgebieten. Für 1850 verzeichnet der Zensus nur bei 3 dieser letztgenannten Staaten überhaupt Einwohner; das heißt natürlich: weiße, dem europäischen Kulturkreis angehörende Einwohner, denn an Rothäuten fehlte es zu jener Zeit nicht. Von damals 6077 Einwohnern ist Minnesota unterdes bis 1910 auf über 2 Millionen emporgestiegen, Iowa von 192 214 auf fast  $2\frac{1}{4}$  Millionen, Missouri von 682 044 auf fast 3,3 Millionen Köpfe, und dazu gesellen sich als vollständige Neubildungen Norddakota mit 577 056 Einwohnern, Süddakota mit 583 888. Nebraska mit 1 192 214 und Kansas mit 1 690 949 Köpfen. Erst in unseren Tagen beginnen wenigstens Argentinien und Kanada eine ähnliche, siedlungskoloniale Entfaltung zu zeigen.

Ökonomisch mit Karl Marx gesprochen haben diese Innenstaaten demnach noch durchaus nicht aufgehört Kolonialland Europas zu sein. Freilich nicht mehr unter englischer oder spanischer und französischer sondern unter eigen-amerikanischer Flagge vollzieht sich europäisch-amerikanische Siedlungskolonisation, und zwar in ganz unvermuteter Stärke bis zur allerjüngsten Gegenwart. Und niemand wird behaupten wollen, daß für Europa und die europäische Wirtschaftskultur dieser große weltgeschichtliche Vorgang der Neulandgewinnung und der Menschenab- und -zuwanderung gleichgültig geworden sei, seitdem über ihm nicht mehr eine mutterländisch-europäische, sondern eine überseeisch-selbständige Flagge weht. Oder ist diese welt-historische revolutionäre Entwicklung in Kanada, in Australien, in Südafrika nach ihren wirtschaftlichen Grundzügen irgendwie anders geartet, weil die Verbindung von jungfräulichem Boden und europäischer Einwanderung sich in diesem Fall unter englischer Gebietshoheit vollzieht? Lernen wir nur auch hier von Karl Marx die Kolonisationsfrage zunächst ökonomisch zu durchdenken und dann erst ihre (sekundäre) formalpolitische Seite zu betrachten.



**A**HRREICH für die Agrarpolitik sind besonders die Feststellungen über die Zunahme der amerikanischen Landwirtschaftsproduktion im Verhältnis zu den rapid anschwellenden Ansprüchen des amerikanischen innern Konsums an pflanzlichen und tierischen Lebensmitteln. Die freihändlerisch-harmonistische Anschauung, daß Alteuropa seelenruhig den unerschöpflichen überseeischen Äckern und Weiden seine Korn- und Fleischlieferungen hätte überlassen können und wegen der, nur auf diesem Weg verbürgten Billigkeit sogar vernünftigerweise hätte überlassen müssen, erfuhr kaum jemals eine beißendere Widerlegung als in diesen trockenen Tabellen, deren wichtigste allgemeine Endergebnisse übrigens seit Jahren keinem Kundigen mehr fremd waren: nur die genauere ziffernmäßige Bemessung der Haupttatsachen ist nunmehr durch den Zensus mehr als vorher ermöglicht.

Die zunehmende Industrialisierung des einstigen Farmer- und Agrarlands Amerika ist oft genug geschildert worden. Zunehmende Industrialisierung

heißt aber Vermehrung der Mäuler, die von der verhältnismäßig zurückbleibenden, langsamer fortschreitenden heimischen Landwirtschaft gestopft sein wollen, heißt in einem bisherigen Agrarausfuhrreich anfangs stärkere eigene Inanspruchnahme der früheren Exporte, heißt schließlich vollständiges Aufhören der Versorgung des Auslands und womöglich Übergang zu eigener Einfuhr, also Bedrängung der von fremdher sich deckenden Länder sogar auf den neutralen Einkaufsmärkten. Wie weit hat sich dieser gegensätzliche, für die europäischen agrarischen Defizitländer unter Umständen recht peinvollziehliche Industrialisierungsprozeß in den Vereinigten Staaten schon vollzogen?

Nach dem Zensus vermehrte sich in Amerika zwischen 1900 und 1910 die städtische Bevölkerung (in Orten mit 2500 und mehr Einwohnern) von 31,61 auf 42,62 Millionen, also um über 11 Millionen oder 34,8 %, die ländliche Bevölkerung von über 44,38 auf nicht ganz 49,35 Millionen, also nur um etwas über 4,96 Millionen oder 11,2 %: bei einem Gesamtwachstum der Bevölkerung von 75,99 auf 91,97 Millionen Köpfe, oder um 21,0 %. Das bestellte Farmland wuchs immerhin nur um 15,4 % (von 414,50 auf 478,45 Millionen Acres), das Farmland überhaupt nur um 4,8 % (von 838,59 auf knapp 878,80 Millionen Acres). Die verzehrenden Mäuler vermehrten sich danach viel reichlicher als die bedarfsdeckenden Hände und die ertraggebenden Äcker und Weiden.

Am tiefsten klafft dieser Abstand gerade bei den wichtigsten Agrarzweigen auf. So bei den *Zerealien* (Mais, Weizen, Hafer, Gerste, Roggen, Buchweizen, Reis und einige mehr nebensächliche Erzeugnisse), die 1909 <sup>4)</sup> 40 % alles bestellten Farmlands beanspruchten und 48,6 % des Wertes aller Ernten verkörperten. Während in 10 Jahren die Bevölkerung um 21 % sich ausweitete, dehnte sich die mit Zerealien bepflanzte Ackerfläche nur um 3,5 % aus, das Ernteergebnis (in Bushels) sogar nur um 1,7 %. Auf den Kopf der heimischen Bevölkerung produzierten die Vereinigten Staaten demnach 1899 58,4 Bushels, 1909 49,1 Bushels. Die meist älteren Bezirke östlich des Mississippi verminderten hier im Durchschnitt sogar ihre Bestellfläche insgesamt um 6 Millionen Acres. Den Ausgleich und den bescheidenen absoluten Gewinn schufen nur die jüngerbesiedelten Landstriche jenseits des Vaters der Flüsse, mit insgesamt 12 Millionen Acres Mehrbestellung. 27 Staaten verzeichneten 1909 sogar eine geringere Kornfläche als 1899, selbst Illinois, Iowa, Minnesota und Missouri, die keineswegs zu den alten Ländern gehören und im allgemeinen als Vollblutagrarastaaten gelten, erfuhr, unter der Konkurrenz der Industrie und der jüngerbesiedelten Anbaustriche, Rückgänge, während in erster Linie Norddakota, in zweiter Linie Kansas noch am meisten den alten Elan bewahrten.

Greifen wir vollends aus diesen Zerealien als Hauptweltmarktgetreide den *Weizen* heraus, so wird der früher üblichen Vertrauensseligkeit erst recht jeder Halt entzogen. Manche Ziffer erscheint hier sogar auf den ersten Blick fast unglaublich. So ist die dem Weizenbau gewidmete Fläche zwischen 1899 und 1909 tatsächlich zurückgegangen: von 52 589 000 auf 44 263 000 Acres, also um nicht weniger als 15,8%. Andererseits schuf die ergiebigere Produktion mehr als einen bloßen Ausgleich: der Ertrag von 1909 (683 Millionen Bushels) überstieg den von 1899 (659 Millionen Bushels)

<sup>4)</sup> Die Wertstatistik für Tiere und animalische Erzeugnisse ist für 1909 aufgenommen.

noch immer um 3,8 %. Aber doch bei einem Bevölkerungswachstum um 21 %, so daß pro Kopf erzeugt wurden: 1899 8,7 und 1909 nur 7,4 Bushels. Wenn trotzdem in der Zwischenzeit der eigene amerikanische Verbrauch sich erhöhte: von 6,2 auf 6,5 Bushels pro Kopf, oder von 472 437 000 auf 596 015 000 Bushels, so war die Deckung dafür eben nur durch Verkürzung der Weizenausfuhr zu erzielen. In der Tat schrumpfte, immer in der gleichen Zwischenzeit, der Weizenexport zusammen (das ausgeführte Mehl in Weizen umgerechnet): von 186 097 000 Bushels oder 28,3 % der damaligen Ernte auf nur 87 364 000 Bushels oder 12,8 % der letzten Ernte. Man braucht sich diesen Abwärtsgang nur um wenige Jahre noch gleichmäßig verlängert zu denken, und der vollkommene Nullpunkt wäre für den amerikanischen Weizenexport erreicht (Amerika der sprachlichen Kürze wegen hier immer den Vereinigten Staaten gleichgestellt).

Noch mehr fesselt den Europäer im Augenblick vielleicht die Entwicklung der Vieh- und Fleischproduktion. Aber hier ist erst recht das Bild das denkbar unerfreulichste und niederschlagendste.

Die Ziffern der Viehaufnahmen von 1900 und 1910 sind leider nicht ohne weiteres vergleichbar, und es würde zu weit führen die Vorbehalte und Korrekturen der Zensusbearbeitung hier im einzelnen mitzuteilen.<sup>5)</sup> Indes kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Viehproduktion trotz der enormen Steigerung der heimischen Bevölkerung und erst recht des heimischen Fleischbedarfs seit Jahren eher im Rückgang als im Fortschreiten war und daß deshalb von hier aus die Gefährdung des Exports nach Europa und dem Weltmarkt noch viel weiter als beim Weizen und beim Getreide im allgemeinen geht.

Bei den Rindern ergibt die unkorrigierte Statistik zwischen 1900 und 1910 eine Verminderung von 67 719 000 auf 61 804 000 um 5 916 000 oder 8,7 %. Die Bearbeitung kommt zu einem Abfall von nur 3, vielleicht sogar von nur 1 Million. Aber »selbst eine vergleichsweise geringere Abnahme in der Zahl der Rinder wäre bedeutsam, da man ihr das Wachstum der Bevölkerung um 21 % während des Jahrzehnts gegenüberstellen müßte«. Genau wie bei uns nimmt das Halten von Milchkühen und die Milchgewinnung, vor allem in den älteren Agrargebieten, stetig zu, während sich der Fleischmarkt um so mehr eingeengt sieht.

Auch den scheinbaren Abfall bei der Schweinezahl (von 62 868 000 auf 58 186 000, oder um 4 682 000, gleich 7,4 % innerhalb des letzten Jahrzehnts) glaubt der Bericht hinwegschätzen zu können, für bessere Aufzucht und Mast setzt er sogar noch ein gewisses Mehr an Fleischertrag als möglich ein. Aber, heißt es hier abermals, »seit 1880 ist die Zunahme der Schweinezahl weit hinter dem Bevölkerungszuwachs zurückgeblieben.«

Und das Ende vom Lied? Auch ohne ostelbische Junker und ohne Bülow-Posadowskyschen Zolltarif, aus dem manche Parteiblätter allmählich die ganze Weltgeschichte ableiten, ist die Teuerung der Agrarerzeugnisse mit vollster Wucht in die Erscheinung getreten, und sie wird nur dann wieder weichen, wenn die einseitige Expansion der Industrie unter Ver-

<sup>5)</sup> Die Viehzählung für 1910 fand am 15. April, die für 1900 am 1. Juni statt. 1910 fehlt also viel ganz junges Vieh, das 1900 mitgezählt war. Die Zensusbearbeitung glaubt die Korrekturen mit leidlicher Sicherheit durchführen zu können.

kümmern der landwirtschaftlichen Entwicklung zum mindesten eine Milderung erfährt. Es ist für die Landwirtschaft selber ein Danaergeschenk, wenn, wie im Zensusbericht mitgeteilt wird, trotz des Stillstands oder selbst Rückgangs des Viehbestands der Wert des Lebendviehs auf den Farmen um 1850 Millionen Dollar oder um 60,1% höher geschätzt wird als vor 10 Jahren (1900 3075, 1910 4925 Millionen Dollar) fast ausschließlich wegen der Preissteigerung, und wenn zuletzt unter der großen Verschiebung zwischen Nahrungsangebot und Lebensmittelnachfrage nur die Bodenbewertung einer tollen Aufwärtstreiberei verfällt:

»Der Gesamtwert des Farmbesitzes erreicht [1910] die enorme Summe von 40 991 Millionen Dollar, wovon über zwei Drittel auf den Wert des Landes selber, etwa ein Sechstel auf den Wert der Baulichkeiten und nochmals ein Sechstel auf Geräte, Maschinen und Vieh zu rechnen sind . . . Im Jahrzehnt 1900 bis 1910 trat in dem Wert des Farmbesitzes etwas mehr als eine Verdoppelung ein. Der größere Teil dieses außerordentlichen Zuwachses entfiel auf das Farmland, dessen gesamte Bewertung sich um nicht weniger als 118,1% erhöhte . . . Der Durchschnittswert pro Acker war 1910 mehr als doppelt so hoch wie 1900: 32,40 gegen 15,57 Dollar.«<sup>6)</sup>

So sind mit der höhern industriellen Entwicklung in den Vereinigten Staaten ganz ähnliche Agrarsorgen eingezogen wie im alten Europa, und auch die Neue Welt, die von Junkern und Bülow-Posadowskyschem Zolltarif nichts weiß, wird ohne tiefgehende Wirtschafts- und Agrarreformen sehr bald nicht mehr auskommen.

XX  
**OTTO EGGERSTEDT · DER EROBERUNGSZUG DER  
 MASCHINEN IM BÄCKERGEWERBE**



EIN Industriezweig in England (wir sehen von dem erst neuerdings sich Bahn brechenden Maschinenbrot ab) hat so altertümliche, ja, wie man aus den Dichtern der römischen Kaiserzeit ersehen kann, vorchristliche Produktionsweise bis heute beibehalten als die Bäckerei«, schrieb Karl Marx vor einem halben Jahrhundert.<sup>1)</sup> Und die selben Verhältnisse, die er dann für England schildert, finden wir noch heute in Deutschland. Nur in wenigen Gewerben wird dem Eindringen des Kapitals ein so zäher Widerstand entgegengesetzt; ein Widerstand, der durch die eigenartige Produktionsweise und die leichte Verderbbarkeit des Produkts begünstigt wird. »Aber«, so fährt Marx fort, »das Kapital . . . ist zunächst gleichgültig gegen den technischen Charakter des Arbeitsprozesses, dessen es sich bemächtigt. Es nimmt ihn zunächst, wie es ihn vorfindet.« Indes herrscht auch gegenwärtig noch der handwerksmäßige Kleinbetrieb in diesem Gewerbe vor, so flutet doch das anlagebedürftige Kapital in solchem Maß in das durch die Technik erschlossene Brachland, daß eine Verdrängung der Kleinbetriebe auch hier schon wahrgenommen werden kann, wie die statistischen Aufnahmen beweisen. Und die Statistik kann im Bäckergewerbe die Entwicklung weit genauer festhalten als in anderen Gewerben, in denen Maschinen und Kapital Eingang fanden, ehe die Organisationen in der Lage waren ausgedehnte sorgfältige Erhebungen anzustellen.

Noch im Jahr 1876 konnte Geheimrat Engel vom preußischen statistischen Bureau feststellen, daß »die Hauptkraft des Gewerbefleißes im preußi-

<sup>6)</sup> Siehe den in Note 1 genannten Abstract, pag. 266.

<sup>1)</sup> Siehe Marx *Das Kapital*, 1. Band, 4. Auflage / Hamburg 1890 /, pag. 210.

schen Staat noch immer auf dem Kleingewerbe beruht.<sup>\*)</sup> Die Ziffern dieser Gewerbebeziehung beweisen denn auch das vollständige Überwiegen des Kleinbetriebs auch im Bäcker- und Konditorgewerbe. Existierten doch in diesem Gewerbe in Preußen damals 22 951 Alleinbetriebe, also Betriebe proletarischer Einzelunternehmer, ferner 14 595 Betriebe mit 29 189 Arbeitern, die 5 oder weniger Gehilfen beschäftigten, die also nach dem Bundesratsbeschluß ebenfalls zu den Kleinbetrieben gerechnet werden mußten. Diesen 37 546 Kleinbetrieben mit 29 189 beschäftigten Personen standen 392 Großbetriebe mit 4563 Arbeitern gegenüber. Vergleicht man damit die Berichte der preussischen Gewerbeinspektoren von 1911 und 1912, so erhält man ein wesentlich anderes Bild. Es wurden 1911 5662 Betriebe mit 19 291 Arbeitern, 1912 6324 Betriebe mit 22 528 Arbeitern gezählt, in denen teils mehr als 10 Personen beschäftigt waren teils mit motorisch betriebenen Maschinen gearbeitet wurde. Diese Zahlen bedeuten nicht nur eine überwältigende Zunahme der Großbetriebe im Vergleich zu den Zahlen von 1875, sondern sie zeigen auch, daß diese Entwicklung noch immer in einem überraschenden Tempo vorwärts geht. Konnte doch in dem einen Jahr 1911-1912 eine Zunahme von 662 Betrieben mit 3237 Arbeitern konstatiert werden. Der selbe Bericht führt für 1911 33 290 Kleinbetriebe mit 58 412 tätigen Personen an, für 1912 33 271 Kleinbetriebe mit 57 998 Personen, zeigt also nicht nur eine Abnahme im Vergleich zu den Kleinbetriebszahlen von 1875, sondern allein in einem Jahr eine Verminderung um 19 Betriebe mit 414 Arbeitern. Diesem stetigen Rückgang steht das gewaltige Anschwellen der Groß- und Maschinenbetriebe gegenüber.

Fassen wir die Berichte der 5 Bundesstaaten Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Großherzogtum Hessen zusammen, so tritt auch hier die gleiche Tendenz zutage. Bei den Groß- und Maschinenbetrieben eine Zunahme um 1349 Betriebe und 4963 Arbeiter in einem Jahr, so daß 1912 8521 solcher Betriebe mit 29 919 Arbeitern verzeichnet wurden, bei den Kleinbetrieben eine Abnahme um 226 Betriebe und 5370 Arbeiter, so daß den Großbetrieben 47 123 Kleinbetriebe mit 81 437 tätigen Personen gegenüberstanden. Der Bericht der sächsischen Gewerbeinspektion zeigt die selbe Erscheinung: Die Zahl der Groß- und Maschinenbetriebe steigt von 830 Betrieben mit 3762 Arbeitern im Jahr 1911 auf 1393 Betriebe mit 5195 Arbeitern im Jahr 1912. Die Zahl der Bäckereien und Konditoreien vermindert sich von 6490 Betrieben mit 12 115 beschäftigten Personen auf 5610 Betriebe mit 10 130 Personen im Zeitraum 1910 bis 1912. Es ist erklärlich, daß sich die Abnahme der handwerksmäßigen Kleinbetriebe wie die Zunahme der Groß- und Motorbetriebe nicht überall in gleichem Maß vollziehen. Die städtischen Bezirke, deren Konsumenten auf engem Raum beisammen wohnen, bilden den geeigneten Boden für die Großbetriebe, während sich in den mehr ländlichen Gegenden die Kleinbetriebe zu halten vermögen.

Die Ergebnisse der Betriebszählung von 1907, die das ganze Reich umfassen, vervollständigen das obige Bild. An Betrieben, die mehr als 5 Personen beschäftigten, wurden gezählt: im Jahr 1875 789, 1882 2392, 1895 6098 und 1907 9156 Betriebe; innerhalb 32 Jahren also eine Vermehrung um 8367 Be-

\*) Siehe Engel *Ergebnisse der Gewerbebeziehung vom 1. Dezember 1875, verglichen mit denen der Aufnahme von 1861* in der Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureaus, 1876, pag 252

triebe. Die Zunahme würde noch bedeutend krasser in die Erscheinung treten, wenn man die Produktionshöhe in den einzelnen Betriebsklassen feststellen könnte.

Die Erhebungen des Zentralverbands der Bäcker und Konditoren zeigen das selbe Resultat; hierbei gelten als Großbetriebe solche Bäckereien, in denen 10 und mehr Personen beschäftigt werden:

Jahr	Anzahl der Betriebe	Anzahl der beschäftigten Personen
1901	97	1 639
1904	172	3 266
1906	367	5 426
1908	422	7 087
1910	475	8 792
1912	532	10 755

Hier tritt die Steigerung der Zahl der Arbeitskräfte in den einzelnen Betrieben besonders stark hervor. Die Möglichkeit die Produktion örtlich zu konzentrieren und durch kontinuierliche Arbeitszeit Anlage und Maschinen möglichst rationell auszunutzen zeigt sich in der Steigerung des Durchschnitts der Beschäftigten. Es kamen auf einen Großbetrieb durchschnittlich: im Jahr 1901 16,9 beschäftigte Personen, 1904 18,9, 1906 14,8, 1908 16,8, 1910 18,5, 1912 20,2 Personen. Das Eindringen der Maschinen in das Bäckergewerbe veranschaulicht folgende Übersicht:

Jahr	Anzahl der Bäckereibetriebe		Auf 1000 Betriebe kommen solche mit Knetmaschinen
	überhaupt	mit Knetmaschinen	
1906	22 950	1923	84
1908	29 975	3427	114
1910	32 916	5761	175
1912	39 150	8328	213

Daß trotz des zähen Widerstands, den engherziger, kurzsichtiger Zünftlergeist dem Eindringen der Maschine entgegensetzte<sup>3)</sup>, die Technik auch hier im Bereich des handwerksmäßigen Kleinbetriebs siegt, ist nicht zuletzt dem bahnbrechenden Vorgehen der im modernen Geist geleiteten Genossenschaften zu danken, die gerade im Bäckergewerbe früh zur Eigenproduktion geschritten sind. Das Eindringen der Maschinen in die Bäckerei fällt in die selbe Zeit wie das Aufblühen der Genossenschaften, und diese eröffneten nun in ihren modernen, großzügig angelegten Betrieben der Technik ein weites Feld; erst hier konnten die maschinellen Neuerungen voll ausgenutzt werden, und andererseits erleichterten die Maschinen den Genossenschaften den Übergang zur Eigenproduktion. Die folgende Zusammenstellung zeigt uns nicht nur sehr anschaulich den gewaltigen Anteil der Genossenschaften an der Brotproduktion sondern auch die erhöhte Ausnutzung der Arbeitskraft durch maschinelle Anlagen und Konzentrierung der Produktion.

<sup>3)</sup> Siehe hierüber Allmann *Geschichte der deutschen Bäcker- und Konditorenbewegung*, 1. Band / Berlin 1910/, pag. 368 ff. In diesem materialreichen, zuweilen durch einzigartige Dokumente belebten Werk (über das in der Rundschau *Gewerkschaftsbewegung der Sozialistischen Monatshefte*, 1910, 2. Band, pag. 716, bereits referiert wurde) wird die Entwicklung von der primitiven Produktionsweise zum Zunftwesen, vom handwerksmäßigen Kleinbetrieb bis zum Eindringen der Maschinen und dem dadurch bedingten Aufkommen der Großbetriebe geschildert.



Jahr	Anzahl der Vereine	Anzahl der Beschäftigten	Gesamtumsatz (in Mark)	Auf 1 Beschäftigten entfällt ein Umsatz (in Mark)
1901	35	562	8 568 709	17 103
1903	145	1120	15 869 284	17 851
1907-1908	203	1898	46 282 236	24 462
1909-1910	244	2341	61 835 370	25 658
1911-1912	262	3066	82 569 693	26 014

Und diese Steigerung des Umsatzes pro Kopf fällt zusammen mit einer erheblichen Verkürzung der Arbeitszeit in den Genossenschaften. Natürlich kann die Intensität der Produktion nicht fortdauernd in der gleichen Weise gesteigert werden, zumal eine durchgreifende Verbesserung der Maschinen im Bäckereigewerbe für die nächste Zeit wohl nicht zu erwarten ist. Jedenfalls wirkt es ein Schlaglicht auf die Zustände, die noch im Bäckereigewerbe herrschen, wenn trotz der erstaunlichen Erhöhung der Produktionsleistungen in den Genossenschaftsbetrieben, im Vergleich zu den Privatbetrieben, annehmbare Arbeitsverhältnisse zu finden sind.

Wie der von Marx zitierte Engländer H. S. Tremenneere die gemeingefährlichen Zustände im damaligen englischen Bäckergewerbe aufdeckte<sup>4)</sup>, so leuchtete Bebel durch seine 1890 veröffentlichte Broschüre *Zur Lage der Arbeiter in den Bäckereien* in die grauenhaften Zustände hinein, die zum Teil in den Kleinbetrieben herrschten oder noch herrschen. Und wie nach Marx die Schilderung dieser Zustände das englische Publikum aufregte, und sich zwar »nicht sein Herz, sondern sein Magen« gegen diese haarsträubenden Schmutzereien auflehnte, so erging es auch dem deutschen Publikum bei den Schilderungen Bebels. Es bleibt Bebels Verdienst zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die gesundheitsschädlichen Verhältnisse in diesem Gewerbe gelenkt zu haben. Ist auch mit dem Eindringen der Maschinen, dem Anschwellen der Großbetriebe und dem Erstarken der Organisation die Lage der Bäckerarbeiter, zumal in den städtischen Bezirken, einigermaßen gebessert worden, so fehlt doch noch jede durchgreifende Reform in den ländlichen Gegenden, den Domänen der Kleinbetriebe. Nur durch steten, zähen Kampf der Organisationen konnte mit den größten Mißständen etwas aufgeräumt werden, aber noch jetzt, beinahe 20 Jahre nach dem Inkrafttreten der Bundesratsverordnung, ist es nicht möglich die Einhaltung des gesetzlichen 12stündigen Maximalarbeitstags zu erreichen.

Wenn nun bei Behandlung der Petition der Bäckermeister betreffs Erteilung dauernden Dispenses von der Bäckereiverordnung der Abgeordnete Kopsch am 25. November dieses Jahres im Reichstag meinte, daß es auch in den Berliner Kellerbäckereien sehr sauber zugehe, so kann dem die Aussage des Handelsministers Sydow gegenübergestellt werden, der am 7. März 1910 im preußischen Abgeordnetenhaus bei einer ähnlichen Debatte<sup>5)</sup> ausführte:

<sup>4)</sup> »Die Tagelöhner in den Londoner Bäckereien hatten das Parlament mit Beschwerdeschriften über ihre ausnahmsweise elende Lage überflutet. Der Minister des Innern ernannte Herrn Tremenneere zum Berichterstatter und gewissermaßen zum Untersuchungsrichter über diese Beschwerden. Es ist Herrn Tremenneeres Bericht, der das Sturmsignal gab.« Siehe Marx *Die Brotfabrikation in der Wiener Presse* vom 30. Oktober 1862; erneut abgedruckt im *Kampf*, 1912-1913, pag. 268 ff.; ferner *Das Kapital*, loc. cit., pag. 211.

<sup>5)</sup> Auf die, nach den Anweisungen des preußischen Handelsministers 1908 von den Regierungspräsidenten erlassenen Verordnungen über die inneren Einrichtungen der Bäckereibetriebe folgten Jahr für Jahr Petitionen der Interessenten (Hausbesitzervereinigungen und Unternehmerorganisationen) um Aufhebung der Bäckereiverordnung.

»Es bestanden bei einem Teil, besonders bei Kellerbäckereien die allerschwersten Mißstände. Ich spreche nicht gern darüber, weil ich fürchte, wenn das Publikum hört, wie es manchmal da zugeht, es könnte den Bäckern, die nicht unter diesen Begriff fallen, Schaden tun, und das möchte ich vermeiden. Ich will nur eins andeuten. Die Herren aus dem Ministerium und der Obermeister sind an manchen Tagen 8 bis 9 Stunden herumgegangen durch solche Bäckereien, sind hungrig geworden und haben sich gesagt: Wenn wir doch mal ein Stück Kuchen hätten! Aber aus denen, die sie besichtigt haben, hat keiner, auch der Obermeister nicht, ein Stück Kuchen nehmen mögen.«

Wie sehr unsere Genossen recht taten, als sie die Petition bekämpften und statt dessen noch eine Erweiterung des Bäckereiarbeiterschutzes forderten, beweisen die Ausführungen des Professors Emmerich auf der 27. Versammlung des *Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege*:

»Auch heute noch, 40 Jahre, seitdem Pettenkofer die Hygiene begründet, herrschen im Kleingewerbe, insbesondere aber in den Bäckereien, noch ganz grauenhafte, mittelalterliche Zustände in des Wortes vollster Bedeutung.«

Handelsminister Sydow wie auch Professor Emmerich sind doch ganz unverdächtige Gewährsmänner, deren Aussagen auch den bürgerlichen Abgeordneten glaubhaft erscheinen müßten, wenn diese nicht eben vollständig unter dem Einfluß der Petenten, Hausbesitzervereinigungen und Unternehmerorganisationen, ständen.

Mehr Schutz und Abschaffung der Nacharbeit forderten unsere Genossen im Reichstag, und sie hätten sich dabei auf das Ausland berufen können, das auf diesem Gebiet uns weit voraus ist. In Österreich, der Schweiz (Kanton Tessin), Ungarn, Italien, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Finnland und einzelnen Staaten der Union ist die 6tägige Arbeitswoche gesetzlich festgelegt, in einigen Staaten die Nacharbeit verboten. Durch die der menschlichen Natur zuwiderlaufende Nacharbeit wird ein so zerstörender Einfluß auf die körperliche und geistige Konstitution der Arbeiter geübt, daß viele von ihnen das Unwürdige ihrer Lage gar nicht mehr empfinden sondern stumpfsinnig dahinvegetieren, da jeder Trieb nach geistiger Fortbildung durch den andauernden, überlangen Aufenthalt in der warmfeuchten, einschläfernden Backstubenluft in ihnen ertötet wird. Es ist eine Leichtfertigkeit zu behaupten, die schädlichen Folgen der Nacharbeit würden durch Gewöhnung aufgehoben. Leute, die 30 bis 40 Jahre hindurch nachts ihren Beruf ausgeübt haben, wissen von einer solchen Gewöhnung nichts sondern empfinden mit zunehmendem Alter die Wirkungen der Nacharbeit nur noch stärker; in einigen Fällen steigert sich der instinktive Widerwille dagegen sogar ins Krankhafte. Erschwerend kommt noch hinzu, daß es im Bäckergewerbe keinen gesetzlichen wöchentlichen Ruhetag gibt, der Körper also keine Gelegenheit findet neue Kräfte zu sammeln. Auch die Schlafräume, die dem Arbeiter im Haus des Arbeitgebers zur Verfügung stehen, genügen oft nicht den Anforderungen der Hygiene, und zumal am Tag bei Sonnenhitze gestatten sie kein ordentliches Ausruhen. Der Gesundheitszustand der Bäckereiarbeiter entspricht denn auch diesen Verhältnissen. Wie Dr. Drucker in einer Polemik gegen Dr. Mugdan schon hervorhob, entfielen nach einer Zusammenstellung von Sommerfeld im Bäckergewerbe unter 1000 Todesfällen 555 auf Lungentuberkulose.<sup>9)</sup> Die Zahl wäre noch größer, wenn man in dieser Statistik nur die Bäcker berücksichtigte, die in Kleinbetrieben arbeiten.

<sup>9)</sup> Siehe Drucker 'Die Beziehungen zwischen Krankheit und sozialer Lage in der Neuen Zeit, 1912-1913, 2. Band, pag. 164.

So braucht man kein besonders großer Psychologe zu sein, um zu erkennen, daß zwischen diesen versumpften Zuständen, dem Kost- und Logiszwang, der die Gesellen unter die Vormundschaft der Meister stellt und sie von jedem anregenden Verkehr mit ihren Mitmenschen loslöst, und dem geistigen Tiefstand der Bäckereiarbeiter, die noch unter solchen Verhältnissen arbeiten, dem Umsichgreifen der gelben Bewegung in ihren Reihen, ein gewisser Zusammenhang besteht. Die Hauptquelle dieser ganzen mißlichen Verhältnisse liegt eben zunächst in dem veralteten Lohnsystem, daß den Arbeitern an Stelle eines Teils des Barlohns Kost und Logis im Haus des Arbeitgebers zuweist. Deshalb ist die Organisation in erster Linie bestrebt mit diesem System aufzuräumen, und die Entwicklung der großbetrieblichen Produktion im Gewerbe erleichtert ihr diese Bestrebungen. Die Agitation dringt nicht nur schneller in die Großbetriebe ein, sondern die Großunternehmer fangen von selbst an den Kost- und Logiszwang aufzuheben, weil sie ihre Räume für Produktionszwecke nutzbringender verwerten können. Auch der Stärkung der Organisation kommt diese Entwicklung zu Hilfe. Durch die Aufhebung des patriarchalischen Kost- und Logiswesens im Haus des Arbeitgebers ist an die Arbeiter leichter heranzukommen; durch die bittere Erfahrung, daß es immer schwerer wird sich selbständig zu machen, wird der einzelne dem Organisationsgedanken eher zugänglich, das Klasseninteresse wird in ihm geweckt. Das Erstarken der Organisation bietet wiederum die Gewähr für den Erfolg wirtschaftlicher Kämpfe und sichert den Arbeitern bessere Entlohnung. Die folgende Tabelle zeigt denn auch eine stetige Abnahme des Kost- und Logiszwangs:

Jahr der Aufnahme	Anzahl der Befragten	Es hatten beim Arbeitgeber									
		Kost und Logis		Wohnung und halbe Kost		Wohnung, aber keine Kost		Kost, aber keine Wohnung		keine Wohnung und keine Kost	
		Gesamtzahl	%	Gesamtzahl	%	Gesamtzahl	%	Gesamtzahl	%	Gesamtzahl	%
1904	7 714	3 656	47,4	763	9,9	1079	13,9	46	0,6	2 170	28,1
1906	31 997	18 232	57,1	2798	8,7	2606	8,1	623	1,9	7 738	24,2
1908	36 365	21 699	59,7	1694	4,7	1903	5,2	151	0,4	10 918	30,0
1910	40 844	21 735	53,2	3433	8,4	1879	4,6	209	0,5	13 588	33,3
1912	44 282	26 186	59,1	1083	2,4	1671	3,8	71	0,2	15 271	34,5

Obleich die Zahl der Befragten in den einzelnen Jahren sehr verschieden ist, läßt die Tabelle den Übergang zur reinen Barentlohnung erkennen:

Zum Schluß möchte ich noch durch die folgende Zusammenstellung den Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung auf die Stärke der Organisation und wiederum deren Einfluß auf die Höhe der Entlohnung veranschaulichen.

Jahr	Anzahl der Organisierten	Durchschnittlicher Wochenlohn (in Mark) der Gehilfen				
		mit voller Kost und Wohnung	mit halber Kost und Wohnung	ohne Kost, aber mit Wohnung	ohne Wohnung, aber mit Kost	ohne Wohnung und ohne Kost
1906	13 425	9,15	11,51	19,52	19,47	24,82
1908	18 786	9,66	11,24	19,79	19,88	26,19
1910	23 093	9,72	11,99	20,78	21,24	26,97
1912	30 061	10,46	10,50	21,01	17,42	27,75

Kann so auch eine langsame Besserung der Arbeitsverhältnisse konstatiert werden, zumal in Gegenden mit starker Organisation, so bildet doch noch immer, wie Marx an der zitierten Stelle andeutet, die »unbezahlte Arbeit der Gesellen« die Grundlage der Konkurrenzfähigkeit der Kleinbetriebe gegenüber den kapitalistischen Großbetrieben. Aufgabe der Organisation ist es daher durch Verbreitung von Aufklärung und Wissen auch die Bäckereiarbeiter zur Erkenntnis der eigenen Lage zu bringen, ihnen klarzumachen, daß auch ihre Besserstellung nur ihr eigenes Werk sein kann.

XX

## ELISABETH SIEWERT · DIE STUBE



M den Preis dieser erlesenen Minuten, um den Genuß dieser höheren Einflüsterungen, um die selten einmal auftretende Wonne des Traumschauens wirklicher Schönheiten: um diesen Preis ertragen wir im Grunde das arge Leben. Oder leben andere Menschen aus anderen Gründen? Wahrscheinlich oder vielmehr: ganz sicher. Es gibt doch diese eisenfesten Realisten, diese mit vollen Backen kauenden Tagmenschen. Was sie aber wohl mitkauen, wenn sie so bei der Arbeit sind und meinen den Augenschein zu verschlingen? Gleichviel, es wird flachere, edlere und selbstlosere Gründe geben, warum man das Leben erträgt: ich ertrage es aus diesem einen Grund.

In einer Stadtstraße gehend überlegte ich dies. Jemand kommt mir entgegen, ein Herr, er geht an mir vorüber und spricht leise vor sich hin: »Die Stube.«

Warum sagt er das? Spielt er etwa auf meinen Traum in dieser Nacht an?

Ein paar Frauen kommen an mir vorbei, sie unterhalten sich. Das Wort *Stube* fällt mir deutlich ins Ohr. Meinen auch sie die Giebelstube im alten Landhaus, von der mir träumte, und verständigen sie sich darüber, daß ein Mensch durchaus so eine Stube haben muß, um weiter leben zu können?

Sie hat zwei Fenster, die gehen nach dem bebuschten Vorplatz und dem Wirtschaftshof heraus, dahinter die Weite einer welligen, leeren, in der Ferne waldigen Landschaft. Der Raum ist voll von der schweren Historie meiner Jugend; der Raum ist der angebetete Spielplatz meiner fabelhaften, unüberdenkbar bedeutenden Wonnen gewesen. Ich denke mit Zärtlichkeit an das schäbige Sofa, mit dem Cretonnebezug, der *bunte Joseph* genannt; an den Sekretär, der so bieder tat und so häuslich, und doch der Zeuge von wieviel wunderbaren Geschehnissen war. Die roten Stühle, der übelbehandelte Tisch, das Bücherbord — meinewegen in so einer nüchternen Nachmittagsstimmung bei Kahlfrost. Meinewegen. Ich muß lächeln.

Das Bücherbord gab es auf sich als der Schrein aller magischen Ergänzungen, als Haupt- und Kapitalstück der Einrichtung aufzuspielen. Die Bilder warteten ab, wieviel Interesse für sie übrigblieb. »Ich bin da«, sagte eine feierlich brennende Flamme, und damit trat ich selber auf, und das, was mir zugehörte, nahm Raum ein.

Ich kann es nicht leiden, wenn Bücher sich zu mausig machen und selbst einen nüchternen, schläfrigen Nachmittag bei Kahlfrost auf dem Lande in das Nichts der Belanglosigkeit verbannen und die Menschen zu Statisten einer fremden Bühne machen wollen. Sie versuchen so etwas zu gern,

die Menschenverschlepper. Wie, sollen sie die erste Rolle spielen, wenn etwas da ist, das kein Buch faßt? Hört man es nicht klopfen? Ein Herz. Fühlt man es nicht rumoren? Ein Hirn. Das ganze Wunder ist da, und wenn es so sein soll, geht mit einemmal die Zauberei vor sich. Zieht euch zurück, Bücher! Seid bescheiden, Bilder an den Wänden!

Es gibt eine Dominikanerkirche in Breslau, einen einschiffigen Backsteinbau mit hochgelegenen Fenstern; die Fassade ist einfach und zart ganz fromm, ohne Umschweife. Die Wände dieser wahrhaft heiligen Kirche haben den zähen Seelenhunger vieler Menschen in sich eingesogen und strömen ihn zurück in das überwältigte Herz wie ein löschendes, himmlisches Wasser. So steht es mit meiner Stube. Der Nachtschrecken und das Sinnenfieber, Zerstretheit, flache Dummheit gingen unter in dem Schmachten nach Reinheit, nach den höheren Genüssen der rätselhaften Reinheit. Die Wände haben wohl aufgemerkt, sie nahmen nur das Beste, Beständigste auf und taten nur so, als seien sie dazu da meine Stube einzugrenzen, als trügen sie armselige Tapeten, hinter denen Mäuse knabbern, sonst nichts.

Die Stube hat mir sehr viel geboten, Aussichten in bergiges Land, herein in das Gewühl von Meereswellen, Aussichten, wie ich sie brauchte; die Gegenwart des unbekanntem Geliebten; sie ließ Tänzerinnen durch die Türe treten; und durch eine kaum bemerkbare Klappe am Sofa zeigte sie mir das erhellte, äußerst kurzweilige Reich der Zwerge, der befreundeten Tiere, der lebendigen Gegenstände. Sie gab mir die kindliche Lust, in der ich vergaß und nur so schwelgte und zu Hause war; sie sorgte für die Gesellschaft, die mich recht eigentlich wach machte, mir den großen Lebenspuls mitteilte. Sie erläuterte die Erscheinungen des Tages. Etwa so:

Ein Abend im Herbst. Man verbrannte welches Kraut mitten im nebligen düstern Acker. Der Acker war wie das Verhängnis, wie das dumpfe Abwarten, was denn nun Schlimmes kommen würde — doch wohl Schlimmes. Das alte, harte Gras in den Furchen sagte, daß es wohl auf Pein und Abbruch, auf Angst und Keuchen herauskommen würde. Das arme, schöne Leben. Wie lauter Gräber war der Acker. Mit einemmal, hübsch rot und auffallend, beweglich, frech war da das Feuer. Zusammensinkend, überqualmt; aufjagend gleich der nicht zu dämpfenden Leidenschaft für das Neue, das Kettensprengende; aufrührerisch leise rauschend wie ein fremdes Blut in fremden Adern. Das Feuer war da, und damit ging es auf, daß es eine luftige ewige Welt gab, ein Leben der Liebe. Jawohl.

Ein paar Menschenexemplare ergötzten sich an dem Feuer, drei Frauen, ein Mann und ein dunkles Kind wie ein Bündel. Alle recht harmlos und erdenschwer und ich recht zweifelhaft darunter. Wir hockten um das Feuer und umstrichen es und wagten es wohl kaum uns seiner Leidenschaft für das Neue, seiner höhern Liebe anzuschließen, arme, unwissende Leute, die wir waren. Wir sagten: Wenn das Kraut trocken genug ist, und man hat Streichhölzchen zum Anstecken, dann brennt's. Dunkle Leute, helles Feuer. Dunkler Acker, niedriger Wolkenhimmel und eine rote Zunge, die, weiß der Kuckuck, herausbleckt und sich so hat, als wollte sie reden. Die Leute tun harte Feldarbeit, sind so und so alt, haben den und den Verdienst, kleben Quittungskarten und leben gebunden in der armen Enge; außer in der Kirche haben sie keinen Geschmack an dem Unerhörten und Wunderbaren.

Das geht so weg, bis der breite Erdgrund Ernst macht und sie aufnimmt, aufschmaust.

Das Kartoffelfeuer hatte mir recht in die Augen gestochen, sonst war an dem Tag auch kaum etwas passiert. Ich hatte mit einer Unruhe, von der ich die Ursache nicht wußte, die Leute angesehen und das Feuer und war zu mir selber gekommen. Ich stehe in den Schauern eines fern fernen, eher erschreckenden Morgenrots. Es weckte mich (ach ist es nicht zu früh?) aus begehrenswerter Ruh. Nach ihm hinzuspähen ist wie ein kostbarer Wahnsinn oder eine glückselige Krankheit. Nein, eine unwahrscheinliche, unerhörte Gesundheit, für die der arme, von der Zeit geprägte Körperhaushalt und der vom Tag drangsalierte Geist zu schwach sind.

Aber meine liebe Stube meinte es gut mit mir. Als ich sie betrat, lag sie zartgrau wie auf dem Meeresgrund. Die Wände rieten mir zu einfachem Ernst, zu schöner Geduld. Sie rieten mir nicht aus den Fenstern zu sehen, wo doch nur der Nebel einengte und vortäuschte, daß alle bunte Mannigfaltigkeit untergegangen sei; sie gaben mir den Rat abzuwarten, dann würde sich alles zum Besten machen, alles zum Besten.

Durch die Türe kam's mit einemmal, eine Helle ging da auf: die Tänzerin, die ich liebte, kam zu mir. Sie ging schwebend und hatte ein altmodisches Aussehen; altmodische Huld und Frauensüßigkeit war ihr Wesen. Nur Liebesgedanken beherrschten ihre Züge, Liebesgedanken nicht einem geweiht sondern den vielen, die sie durch ihr wohlthätiges Dasein beglücken wollte. Eine Blume, eine reine wirksame Kraft, eine warme vollkommene Frauenhaftigkeit und die Magie, die das Herz leicht macht.

Sie wogte in Schönheit einher; in Weiß und ein arabisches Blau war sie gekleidet: weiß der breite, lockere, nicht zu kurze Rock; von diesem lebhaften noblen Blau das sammtne Mieder, die Schabracke auf dem Schneekleid. Sie wogte und hob sich und wandte mir ihr Profil zu, ein zartes Juwel von einem Profil, die schweren, dunkelbronzefarbenen Zöpfe über ihrem Nacken, die glatten Scheitel, die milde Stirn, das helle, heiter leuchtende Auge. Sie öffnet den Mund, und das bedeutet das süßeste Wollen, das Vermögen Glück zu schenken. Nicht für einen Augenblick, ein honigsüßes Glück, das sich fortsetzt, weil es rein und wohlthätig ist.

Nun, bringt das nicht Schmerz dieser Vollkommenheit anzuhängen und untätig, unausgebildet, kläglich alltäglich in seinem baumwollenen Nachthemd im Bett zu liegen?

Aber die Traumvorstellungen meiner Stube hatten einen großen, ausschlaggebenden Vorzug vor anderen Vorstellungen irgendwelcher Art. Meine Stube war eine Bühne, auf der ich selber und erst recht spielte. Sollte ich mich etwa mit einem noch so intensiven Zuschauen begnügen? Derartige Vergnügungen zweiten Ranges bietet die Tageswelt.

Als Kind, wenn ich jemals einer Aufführung beiwohnte, ließ mich die Zumutung still dasitzen zu müssen, während andere redeten, gingen, tanzten, sangen, geputzt und verwandelt waren, brennen und schäumen. Man wunderte sich, weshalb das Kind abgehärmt und erloschen war nach einem Festabend und gar nicht dankbar. Nichts von dieser elenden Gebundenheit. Selber essen macht fett. Ich bin es, die feierlich, in die Illusionen der

Vergangenheit eingesponnen, einherwogt. Seht mich von allen Seiten an! Ich bin gleichmäßig schön anzusehen. Ich bin das Gefäß eurer leichtesten, anmutvollsten und harmonischsten Lebensgedanken. Ich ströme eine milde, heilende Essenz aus auf die Häßlichen und Schwerfälligen, die Zurückgesetzten und in Dunkelheit Erbitterten.

Wie eine Klematis im Wind biege ich mich, wie eine Fürstin senke ich den Blick. Ich fühle den Wohlbau meines Leibes, und daß ich ihn beherrsche. Die Festigkeit und Geschmeidigkeit meiner Gelenke, die Breite meiner geräumigen Brust geben mir ein unsagbares Vergnügen. Zum Lachen, wie behende, wie willig zu allem Ausdruck meine Beine sind. Ich könnte mit einem Satz über den Tisch springen und mich auf den Sekretär schwingen. Ich will es aber nicht, ich will die edle, höhere Art, die Würde des Tanzes darstellen, wie sie damals in Ansehn stand in der Zeit der Großeltern.

Hu, wer ist in meiner Stube? Die Tänzerin ging, oder sie verwandelte sich, gleichviel. Wer ist da glühend und durchsichtig? Ich sehe die kleinen, weißen Säulchen meines Sekretärs durch das gelbrote, wabernde Element Gott, das Kartoffelkrautfeuer kam zu mir. Meine Schwester, die Flamme, kam zu Besuch.

Nur zu, nur zu! Was Tradition und altmodische Frauenhuld und eingeschränkter Ausdruck! Dies hier ist gewaltsam gegenwärtig, ist nackt, ist bis in die Faser, die zu tiefst liegt, eindringend, böse und klar, gut und blutig drohend.

Ist das mehr Angst als Lust? Diese entsetzliche Geschwindigkeit, diese alles Maß übersteigende Verwandlungskraft, dieses göttliche Fluidum?

Und doch ein Feuerleib.

Mit der Ewigkeit im Bund ist er hier eingebrochen und tobt und tanzt und überschlägt sich; oder steht steil und erhaben in Oriflammenform.

Mehr Liebe als Angst. Mehr Drang zu ihm als Scheu vor dem Unerhörten. Lehre mich. Nimm mich auf, ich will wie du nur Atem sein und frei. Sag mir von deinem Geheimnis. Gib mir deinen Tiefsinn, gib mir einen Anteil an deiner Bestimmung. Meine Flamme wogt — ich woge. Meine Flamme züngelt — ich züngle. Lang hin breiten wir uns über die verdutzten Dielen und legen uns auf die Gardinen. Wir teilen uns in die seltsamsten blumenartigen Figuren, rauschen, pressen den Atem ein, um wieder loszufahren. Nach den Fenstern hin. Die Scheiben sind nicht vorhanden. Das Grenzlose quillt uns entgegen.

Ich klammre mich an. »Sag mir«, hauche ich — —

Fort.

Dies Kartoffelfeuer hatte es in sich. Da liege ich wie ein Sack in meinem Bett und weiß nicht, was mit mir ist.

Meine Stube ist samtschwarz, lauter Falten, die groß genug sind Könige und Bettler einzuhüllen. Meine Stube ist eine windstille Oase im Grenzlosen. Es war recht gut, daß ich nicht mit davon fuhr sondern hier in diesen Grenzen und Freuden zurückblieb. Das Zittern meiner Eingeweide mache ich rasch durch; so etwas ist eine Kleinigkeit.

Weil ich eher zum Wasserelement gehöre, dem ausgebreiteten, einheitlichen, den Himmel ergreifenden kühlen, vielleicht deshalb war diese heiße plötzliche Gemeinschaft mit einem Feuergenius so eine hohe Überraschung, so eine unsagbar neue Lust. Aber nun, wie ich mich erholt habe und ich selbst bin, steigt es lebenslüstern in mir auf: Mehr!

Ich sehe erwartungsvoll in die samtigen Falten meiner Stube.

»Morgen ist auch ein Tag«, sagt sie abweisend und vernünftig. »Wie willst du ihm begegnen? Etwa wie einer, der von ihm nichts erwartet, dem er nichts zu tun gibt, nur weil er hell ist, und viele ungläubige Ameisen bei ihrer traurigen Arbeit sind, und der Jahrmarkt im Gang ist? Der Tag bringt dem schwerlich etwas, der nichts von ihm erwartet und ihm keine Kraft anbietet. Die Verächter des Augenscheins, der allgemeinen Wirklichkeit werden gezüchtigt. Ach, hol dir deine Ernte im Hellen und deine Weisheit aus den samtdunklen Nächten. Besänftige deinen Herzschlag, gebiete deiner Begierde viel zu erfahren, Unerhörtes zu genießen, sich schlafen zu legen. Dies war die Gnade. Laß sie dich fromm machen.«

»Fromm«, wiederhole ich und krümme mich eng und hilflos zusammen.

Steil über mir ragen Höhen, ihre Erhabenheit scheint dem Herzblut feindlich. Was für ein unerhörter Mut wird von mir verlangt. Meine Stube kommt mir zu Hilfe. »Ich weiß von deinen Regungen dem Reinen entgegen«, sagt sie wohlmeinend, »und ich achte darauf. Hinter deinem Lust- und Schönheitsverlangen, hinter deiner Leidenschaft, die sich mit Tänzerinnen und Flammengeschöpfen abgibt, sich in Bewegung, Leichtigkeit, Wildheit nicht genug tun kann, steht eine Welt, die ist erfüllt von dem Seufzen einer Seele.«

»Ich will jetzt schlafen«, sage ich und bin ergeben. Ist es nicht zum Leben notwendig solch eine Stube zu haben, die es wahrhaft gut mit einem meint? Eine, die die Entfernung nicht anerkennt und die Vergangenheit auf eine leichte Schulter nimmt? Eine Stube, die mitgeht. Wenn ich nur an die Anordnung ihrer Möbel denke, muß ich besänftigt lächeln. Wenn ich an ihre Fenster denke, weiß ich, daß ich nicht auf Reisen zu gehen brauche, um das zu sehen, was mir wichtig und teuer ist.

Da man sich auf der städtischen Straße sogar mit ihr beschäftigt, hoffe ich, daß am Ende alle Leute, so oder so, ihre Stube haben, ihr Asyl, wo sich der Ausgleich vollzieht für das verarmte Tagesleben, ihre Vorratskammer, in der das Getreide schwer und golden liegt, in Scheffeln.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stühmer

**Arbeitslosigkeit** Infolge der wirtschaftlichen Krise haben die Arbeiter und mit ihnen die Gewerkschaften stark unter der Arbeitslosigkeit zu leiden. Die *Berliner Gewerkschaftskommission* hat durch die ihr ange-

schlossenen Gewerkschaften an einem Tag zwischen dem 10. und dem 15. November eine Stichprobe der Arbeitslosenzahlen vornehmen lassen. Von 56 Gewerkschaften haben sich 46 daran beteiligt. Es wurde festgestellt, daß von den rund 306 000 Mitgliedern dieser Gewerkschaften zurzeit rund 25 000 oder 8,2% arbeitslos sind.



Die größte Zahl an Arbeitslosen haben folgende Verbände aufzuweisen: Metallarbeiter 5122, Holzarbeiter 4255, Bauarbeiter 2393, Transportarbeiter 1875, Maler, Anstreicher 1200, Bäcker 978, Buchdrucker 881, Brauereiarbeiter 719, Gastwirtsgehilfen 650, Schneider 633, Tapezierer 600, Zimmerer 583, Töpfer 442, Hutmacher 384, Dachdecker 300 usw.

Die Dauer der Arbeitslosigkeit ist von der *Gewerkschaftskommission* für die erste Juliwoche nach dem Material der gewerkschaftlichen und paritätischen Arbeitsnachweise ermittelt worden. Danach waren insgesamt arbeitslos 1 Woche 2394, 2 bis 4 Wochen 6333, 5 bis 8 Wochen 4674, 9 bis 12 Wochen 2963, 13 bis 20 Wochen 2965, 21 bis 29 Wochen 1367, 30 und mehr Wochen 421, zusammen 21 108 Arbeiter. Hierbei ist zu beachten, daß nur die auf den Arbeitsnachweisen gemeldeten Personen gezählt worden sind. Von den über 30 Wochen Arbeitslosen waren 70 Bauarbeiter, 137 Brauereiarbeiter, 3 Buchbinder, 13 Dachdecker, 8 Gastwirtsgehilfen, 7 Glaser, 35 Holzarbeiter, 4 Lederarbeiter, 1 Lithograph, 78 Metallarbeiter, 6 Tapezierer, 19 Töpfer, 40 Transportarbeiter.

Die Filiale Berlin des Holzarbeiterverbands hat im 3. Quartal dieses Jahres 177 266 Mark allein an Arbeitslosenunterstützung ausbezahlt, und zwar 84 252 Mark aus der Hauptkasse und 93 014 Mark aus der Lokalkasse.

Am 25. November fanden in Berlin mittags um 1 Uhr, zur Zeit der Wiedereröffnung des Reichstags 6 Arbeitslosenversammlungen statt, die so überfüllt waren, daß sie fast sämtlich polizeilich abgesperrt werden mußten. Die in allen Versammlungen einstimmig angenommene Resolution fordert, daß die in nächster Zeit für Reich, Staat und Gemeinde auszuführenden Arbeiten unverzüglich in Angriff genommen werden. Ferner wird die Schaffung einer Reichsarbeitslosenversicherung mit voller Selbstverwaltung durch die Versicherten verlangt. Bis dahin sollen die Gemeinden ohne Verzug ausreichende Mittel zur Unterstützung der Arbeitslosen zur Verfügung stellen. Diese Unterstützungen dürfen aber unter keinen Umständen den Charakter von Armenunterstützungen annehmen. Jedoch wurde allen diesen Forderungen der Satz vorangestellt, daß die beste Hilfe für den Arbeitslosen ist lohnende Arbeit zu erhalten. Zurzeit wird die Frage der Reichs-

arbeitslosenversicherung wieder vielfach erörtert, nicht nur in den Versammlungen sondern auch in der Presse und in den Parlamenten. Der sozialdemokratische Parteitag und der bayrische Landtag haben sich ebenfalls mit dieser Frage beschäftigt. Regierungen und bürgerliche Parteien nehmen aber noch immer eine ablehnende Stellung ein.

Die *Berliner Gewerkschaftskommission* und der *Verband der sozialdemokratischen Wahlvereine Berlins und Umgegend* haben zu Weihnachten eine Sammlung für die Arbeitslosen veranstaltet, deren Ertrag zurzeit schon 134 888,76 Mark beträgt.

Der außerordentliche Verbandstag des Bauarbeiterverbands hat mit 221 gegen 47 Stimmen die Einführung der Arbeitslosenunterstützung ab 1. Juli 1914 beschlossen.

× Malergewerbe Der Gau Rheinland-Westfalen des Arbeitgeberverbands für das Malergewerbe hatte sich den im Mai gefällten Schiedssprüchen, die zur Beendigung des Kampfes führten, nicht gefügt, sondern in letzter Zeit noch mit Repressivmaßnahmen gegen die Gehilfen gedroht. Das Haupttarifamt hat nun in dieser Angelegenheit mit 15 Stimmen bei 2 Stimmenthaltungen die Entscheidung getroffen, daß der Gau II als tarifbrüchig anzusehen ist, daß infolgedessen der Hauptvorstand der deutschen Arbeitgeberverbände im Malergewerbe nach § 9 Absatz 1 des Reichstarifvertrags verpflichtet ist die im Gau II organisierten Meister aus der Organisation auszuschließen. Von dieser Maßnahme werden jedoch diejenigen Meister nicht betroffen, die den Reichstarifvertrag nebst den dazu gefällten Schiedssprüchen anerkennen und sich in irgendeiner Form dem *Hauptverband deutscher Arbeitgeberverbände* angliedern.

Die Begründung des Schiedsspruchs durch die Unparteiischen hat folgenden Wortlaut: »Der Hauptverband der Arbeitgeber hat den Tarifvertrag und damit auch die Schiedssprüche der Unparteiischen anerkannt. Diese Anerkennung wirkt gegen alle im Arbeitgeberverband organisierten Mitglieder ohne Rücksicht darauf, ob einzelne Mitglieder bei der Abstimmung in der Minderheit geblieben sind. Der Gau II war zugeständenermaßen im Augenblick der Abstimmung durch den Hauptverband noch Mitglied dieses Verbandes und fiel

daher ohne weiteres unter die verpflichtenden Wirkungen des Reichstarifvertrags. Da der Gau II diesen Verpflichtungen trotz wiederholter Vorstellungen, insbesondere auch seitens des Hauptverbands der Arbeitgeber, beharrlich nicht nachkommt, so unterlag von vornherein keinem Zweifel, daß der Gau II die ihm aus seiner Zugehörigkeit zum *Hauptverband deutscher Arbeitgeberverbände* erwachsenen Verpflichtungen in bewußter Weise verletzt hat und daher in vollem Umfang tarifbrüchig ist. Nummer 2 der Entscheidung ergibt sich ohne weiteres aus § 9 des Reichstarifvertrags.»

× **Internationale Organisation** Die 3. internationale Konferenz der Arbeiter öffentlicher Betriebe

fand vom 23 bis zum 25. September in Zürich statt. Aus 10 Nationen waren 11 Verbände mit 28 Delegierten erschienen, die 106 000 Mitglieder vertraten. Auf der Tagesordnung standen Referate über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse und das Koalitions- und Streikrecht der Arbeiter öffentlicher Betriebe. Der Beitrag für das internationale Sekretariat wurde von 3 auf 5 Pfennig pro Mitglied und Jahr erhöht. Die Herausgabe eines internationalen Bulletins wurde als verfrüht abgelehnt. Die nächste Konferenz soll 1916 in London stattfinden.

Am 12. und 13. Oktober tagte in Brüssel ein internationaler Steinarbeiterkongreß, auf dem 35 Delegierte, die 68 000 organisierte Steinarbeiter vertraten, anwesend waren. Nicht vertreten waren die Verbände aus der Schweiz, aus Norwegen, Dänemark, Finnland, Spanien und Italien. An Beratungsgegenständen sind die Gegenseitigkeit bei Unterstützungen, die Art des Übertritts der Mitglieder bei Übersiedelung in ein anderes Land, die Sammlungen bei Streiks und Aussperrungen usw. hervorzuheben. Einer Anregung sich dem internationalen Sekretariat der Bauarbeiter anzuschließen stimmte der Kongreß zu. Nach einem Referat über die Schutzbestimmungen für Steinarbeiter wurde eine längere Resolution mit einer Reihe von Forderungen angenommen, die die einzelnen Landesorganisationen durch Presse und Parlament nachdrücklich vertreten sollen.

× **Österreich** Der österreichische Gewerkschaftskongreß fand vom 6. bis zum 11. Oktober in Wien statt. Seit der Gründung der

Reichsgewerkschaftskommission sind 20 Jahre verflossen, und jetzt werden schon mehr als 400 000 Arbeiter durch 330 Delegierte vertreten. Es wurden Referate über die Jugendorganisation, die Tätigkeit des arbeitsstatistischen Amts und des ihm beigegebenen Arbeitsbeirats, die gesetzliche Regelung der Heimarbeit, Parlament und Arbeiterschutz sowie über Zoll- und Handelspolitik gehalten. Man ersieht daraus, daß der Gewerkschaftskongreß in der Hauptsache dem Arbeiterschutz, gewidmet war. Die Forderungen zu dieser Frage sind in einer längern Resolution niedergelegt worden, die 17 Punkte enthält, aber noch durch eine Reihe von Amendements erweitert wurde.

× **Schweiz** Der Mitgliederbestand der 21 dem *Schweizerischen Gewerkschaftsbund* angeschlossenen Verbände ist von 78 119 im Jahr 1911 auf 86 313 in 1912 gestiegen. 6 Verbände hatten einen Mitgliederverlust von 1668 zu verzeichnen, während die anderen 15 eine Zunahme von 9862 aufwiesen. Die Einnahmen der freien Gewerkschaften betragen 2 049 071 Francs, davon 1 847 823 Francs an Beiträgen, die Ausgaben 1 614 899 Francs; das Vermögen stieg von 2 328 812 auf 3 247 789 Francs. Von den Ausgaben entfallen insgesamt 760 567 Francs auf Unterstützungen, und zwar wurden verausgabt für Arbeitslosenunterstützung 88 945, Reiseunterstützung 42 712, Umzugsunterstützung 10 453, Krankenunterstützung 390 178, Invaliden- und Sterbegeld 110 105, Unterstützung in Notfällen 9484, Gemäßregeltenunterstützung 14 714, Rechtsschutz 13 346, Agitation und Bildung 80 630 Francs. Die 26 in verschiedenen Sprachen erscheinenden Gewerkschaftsblätter kosteten zusammen 159 061 Francs. An den 337 Lohnkämpfen waren an 568 Orten in 3190 Betrieben 34 426 Arbeiter und 5668 Arbeiterinnen beteiligt. Errungen wurden für 8303 Arbeiter 16 941 Stunden Arbeitszeitverkürzung und für 17 719 Arbeiter 52 697 Francs Lohnerhöhung pro Woche. Auf das Jahr ergeben sich 880 932 Stunden Arbeitszeitverkürzung und 2 740 244 Francs Lohnerhöhung, denen 363 818 Francs Streikunterstützungsgelder gegenüberstehen. Die Einnahmen des Gewerkschaftsbunds betragen 2 639 693, die Ausgaben 2 318 142 Francs; das Vermögen betrug Ende 1912 1 362 141 Francs.

×

×

**Kurze Chronik** Das Direktorium der internationalen Baufachausstellung hat der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* mitgeteilt, daß den Gewerkschaften anlässlich ihrer Beteiligung an der Ausstellung die Goldene Medaille der Stadt Leipzig zuerkannt worden ist.

× Der Verband der Bankbeamten hatte an die Banken, und zwar in recht bescheidener Form, Forderungen für seine Mitglieder gestellt. Daraufhin hat die *Deutsche Bank* den Obmann des 3gliedrigen Ausschusses, der 11 Jahre in ihren Diensten stand, entlassen. Diese Maßregelung erregte bei den Bankbeamten große Entrüstung, die in einer überaus stark besuchten Versammlung zum Ausdruck kam. × Der Textilarbeiterverband hat am 5. Oktober dieses Jahres im ganzen Reich eine Hausagitation zugunsten des freien Sonnabendnachmittags eingeleitet. × Der Blumenarbeiterverband tritt am 1. Januar 1914 zum Fabrikarbeiterverband über. Das Organ *Der Blumenarbeiter* stellt sein Erscheinen ein. × In Dublin (Irland) tobt seit einigen Wochen ein hartnäckiger Kampf zwischen dem Unternehmertum und der organisierten Arbeiterschaft um das Kollisionsrecht. Ein zu diesem Zweck einberufener allgemeiner Arbeiterkongreß, der am 9. Dezember in London tagte, beschloß den Dublinern die bisher gewährte großartige Unterstützung auch weiterhin bis zur Beendigung des Kampfes angelehnt zu lassen. × Die finnische Gewerkschaftszentrale umfaßt 24 Verbände mit 20 989 Mitgliedern. Die Verbände hatten eine Gesamteinnahme von 398 907,91 finnischen Mark, der eine Gesamtausgabe von 372 774,59 finnischen Mark gegenübersteht. Die Kassenbestände, Immobilien und sonstiger Besitz bezifferten sich auf 796 749,82 finnische Mark. Für Lohnkämpfe sind 144 466,72, für Arbeitslosenunterstützung 20 579,20, für Krankenunterstützung 5841,38 finnische Mark verausgabt worden.

× **Literatur** Im Jahr 1900 hatte der Landgerichtsrat a. D. W. Kulemann unter dem Titel *Die Gewerkschaftsbewegung* ein Werk herausgegeben, dessen 1. Auflage bald vergriffen war. Die 2. Auflage folgte dann 1905, und 1908 erschien das Werk unter dem veränderten Titel *Die Berufsvereine*. Die Darstellung der ersten 3 Bände beschränkte sich auf

Deutschland. Jetzt ist auch die Bearbeitung der übrigen Länder fertiggestellt worden (*Die Berufsvereine* 1. Abteilung *Geschichtliche Entwicklung der Berufsorganisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber aller Länder* /Berlin, Simion ). Die neuen 3 Bände umfassen England, Frankreich, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden, Norwegen, Österreich, Ungarn, die Schweiz, Italien, Spanien, Rußland, Finnland, Serbien, Bulgarien, Rumänien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada, Argentinien, Australien, Neuseeland und Japan sowie die internationalen Beziehungen. Die Geschichte ist für jedes Land nach dem gleichen Schema dargestellt worden und behandelt in 10 Abschnitten 1. Geographisches, 2. Geschichtliches, 3. Verfassung und Gesetzgebung, 4. wirtschaftlich-soziale Verhältnisse, 5. die politische Arbeiterbewegung, 6. die Gewerkschaften, 7. die Arbeitgeber, 8. die beiderseitigen Beziehungen, 9. Statistisches, 10. Literatur. In der Behandlung ist jeder Parteistandpunkt durchaus vermieden worden. Wo es erforderlich war, wurden auch die Hilfskassen und Genossenschaften berücksichtigt. Alles in allem genommen handelt es sich hier um ein reichhaltiges Sammelwerk über alle Arten gewerkschaftlicher Organisationen, das viele Daten und eine solche Fülle von Material enthält, wie sie sonst wohl kaum zu haben sind. Es muß zur weitestgehenden Benutzung empfohlen werden. × Der kürzlich veröffentlichte 1. Band der *Geschichte der deutschen Schneiderbewegung* von Eduard Bernstein, der vom Schneiderverband herausgegeben wurde, bringt die Geschichte des Gewerbes und seiner Arbeiter bis zur Gründung des deutschen Schneiderverbands. Er beginnt mit den Zeiten des Behängens und Bemalens des menschlichen Körpers und schildert dann die Entstehung der Bekleidung und des Gewerbes der Kleidermacher, die Entwicklung der Zünfte, ihre Blüte und ihren Verfall. Einige Urkunden aus der vorkapitalistischen Epoche vervollständigen das Bild. Der 2. Abschnitt behandelt in 10 Kapiteln die ersten Organisationsversuche der Schneidergesellen im 19. Jahrhundert. Nicht nur die Fachgenossen, sondern auch jeder Gewerkschafter und Politiker findet hier Lesenswertes über die Denkweise der Arbeiter um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der schnell vorübergehenden Revolutionsperiode und dem spä-

tern Erwachen um die Mitte der sechziger Jahre. Wie eng verbunden die Gewerkschaften damals mit der politischen Arbeiterbewegung waren, zeigt uns auch diese Geschichte. Die Schneiderbewegung spaltete sich in 2 Richtungen, die sich erst nach dem Einigungskongreß der Lassalleaner und Eisenacher in Gotha 1875 wieder vereinigten. Leider waren der Organisation nur 3 Jahre ruhiger Entwicklung beschieden. 1878 zerstörte das Sozialistengesetz die Zentralisation, und das Fachorgan *Der Fortschritt* fiel ihm ebenfalls zum Opfer. 5 Jahre, von 1883 bis 1888, dauerte die Fachvereinsbewegung. Dann kam es wieder zur Zentralisation, und in diesem Jahr konnte der Verband seine 25jährige Jubiläumfeier begehen. Auch die dem 2. Abschnitt beigefügten Anhänge haben historischen Wert und vervollständigen in interessanter Weise das Gesamtbild der Schneiderbewegung. × Das Jahrbuch des Holzarbeiterverbands ist 626 Seiten stark. Es enthält das Tabellenwerk über die Lohnbewegungen 1912, die Tarifverhandlungen mit dem Arbeitgeberschutzverband, den Stand der Tarifverträge am Jahresschluß 1912 und die Tarifgemeinschaften im Handwerk. Außerdem einen Bericht über die Entwicklung des Verbands einschließlich des Kassenberichts, die Berichte der Gauvorstände, die Arbeitslosenstatistik, Unfallstatistik, die Berichte der Zentralkommissionen und anderes mehr. Der Abdruck des Wortlauts der Tarifverträge nimmt allein den Raum von 270 Seiten ein. × Der Inhalt des Jahresberichts der Gemeinde- und Staatsarbeiter ist der selbe wie bei den Jahrbüchern anderer Gewerkschaften, bloß daß dieser Verband bei den Lohnbewegungen fast nur mit städtischen Behörden zu tun hat. Die Mitglieder des Verbands verteilen sich auf alle städtischen Betriebe, außerdem sind 1256 in Staatsbetrieben beschäftigt, und 2072 gehören anderen Branchen an.

### Kommunalsozialismus / Hugo Lindemann

**Sonntagsruhe** Im Dezember 1907 hatte das Reichsamt des Innern den verbündeten Regierungen den Entwurf einer Novelle zur Gewerbeordnung über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe übermittelt. Der grundlegende § 105 b Absatz 2 sollte die folgende Fassung erhalten: »Im Handelsgewerbe einschließlich des nach Art des Handelsgewerbes eingerichteten Geschäftsbe-

triebs von Konsum- und anderen Vereinen und Gesellschaften dürfen Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter vorbehaltlich der Bestimmungen in den §§ 105 c und 105 e an Sonn- und Festtagen nicht beschäftigt werden.« Der Entwurf beabsichtigte also die Arbeitsruhe an Sonn- und Festtagen grundsätzlich festzulegen, während bisher eine Beschäftigung bis zur Dauer von 5 Stunden zugelassen war, und nur durch Ortsstatut diese Beschäftigungszeit auf eine kürzere Zeit als 5 Stunden beschränkt werden konnte. Ferner bestimmte der Entwurf, daß durch Beschluß eines weitem Kommunalverbands oder in Ermangelung eines solchen Beschlusses durch Beschluß einer Gemeinde höchstens 5 Ausnahmesonntage zugelassen werden sollten, und zwar für die letzten beiden Sonntage vor Weihnachten bis zur Dauer von 10 Stunden, und für 3 weitere Sonntage bis zur Dauer von 6 Stunden. Außerdem sollte für die übrigen Sonn- und Festtage bis zur Dauer von 3 Stunden, jedoch nicht über 2 Uhr nachmittags hinaus, eine Beschäftigung gestattet sein. Es war also der zweckmäßige Grundsatz befolgt worden Maximalvorschriften gesetzlich festzulegen, die dann durch Ortsstatut oder Beschlüsse höherer Kommunalverbände herabgesetzt oder von denen Ausnahmen gemacht werden konnten. Wie auf dem Gebiet der Bauordnungen so hat auch auf dem der Sozialpolitik das in dem damaligen Entwurf vorgeschlagene Verfahren große Vorzüge. Es ist jederzeit viel schwieriger ein gesetzlich festgelegtes Minimum durch örtliches Statut zu erhöhen. Alle Kräfte, die an der Erhaltung des Minimums interessiert sind, finden sich gerade hier zusammen und werden bestrebt sein jede Änderung hintanzuhalten. Dazu kommt, daß bei der örtlichen Regelung auch die örtlichen Verhältnisse, die schon längere Zeit bestanden, ein viel größeres Schwergewicht haben als gegenüber der Landesgesetzgebung. Örtliche Besonderheiten werden als berechtigt anerkannt, obwohl sie schließlich nur die Tatsache ihrer Existenz als Grund für ihre Fortdauer anführen können. Ferner macht sich der Einfluß des bei der Regelung der Sonntagsruhe in Frage kommenden Handels und Gewerbes in den örtlichen Verwaltungskörpern naturgemäß viel stärker geltend. So ist es auch nicht überraschend, daß die Zahl der Gemeinden, die durch Ortsstatut eine wirklich beachtenswerte Herabsetzung der Arbeitszeit

an Sonntagen vorgenommen oder gar die völlige Sonntagsruhe durchgeführt haben, sehr gering ist. Nach einer Umfrage, die der Zentralverband der Handlungsgehilfen im 2. Halbjahr 1912 bei 80 Städten der verschiedensten Größe veranstaltete, hatten 55 ein Ortsstatut über die Sonntagsruhe erlassen, von denen nur 7 eine wirklich vollständige Sonntagsruhe für alle Betriebe, mit Ausnahme derer für den Verkauf von Nahrungsmitteln, Eis, Zeitungen und lebenden Blumen, durchgeführt haben. Eine große Zahl von Gemeinden hat überhaupt kein Ortsstatut erlassen, und wo solche erlassen sind, lassen sie das Bestreben die Sonntagsarbeit wesentlich über das gesetzliche Maß hinaus einzuschränken recht wenig erkennen. Frühere Enqueten, auch anderer Verbände von Handlungsgehilfen, haben diese Unlust der Gemeinden zur ortsstatutarischen Regelung in gleichem Umfang erwiesen. Daher konnte A. Hübnert in seiner Schrift *Die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe* zu einem vernichtenden Urteil über die Wirksamkeit der ortsstatutarischen Regelung kommen. Der kürzlich dem Reichstag vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe bedeutet nun gegenüber dem des Jahres 1907 eine ganz wesentliche Verschlechterung. Zu einem Verbot der Sonn- und Festtagsarbeit kann sich der Entwurf überhaupt nicht mehr aufschwingen. Er geht im Gegenteil davon aus, daß im Betrieb der offenen Verkaufsstellen an Sonn- und Festtagen eine Beschäftigung bis zu 3 Stunden zulässig sein soll, die durch die höhere Verwaltungsbehörde für bestimmte Orte sogar noch bis zu 4 Stunden ausgedehnt werden kann. Nur am 1. Weihnachts-, Oster- und Pfingsttag wird jede Beschäftigung von Gehilfen usw. vollständig verboten. Dann hält der Entwurf daran fest den Gemeinden oder weiteren Kommunalverbänden das Recht zu geben durch statutarische Bestimmung die 3stündige Beschäftigung für alle oder einzelne Gewerbebezüge auf kürzere Zeit einzuschränken oder ganz zu untersagen. Die Polizeibehörde kann außerdem alljährlich mit Genehmigung der höhern Verwaltungsbehörde für weitere 4 Sonn- und Festtage, an denen besondere Verhältnisse einen weiteren Geschäftsverkehr erforderlich machen, eine Beschäftigung bis zu 10 Stunden zulassen. Die Verschlechterung zeigt sich also hier in jeder Einzelheit: in dem Verzicht auf das grundsätzliche volle Verbot der

Sonn- und Festtagsarbeit, in dem Festhalten an der statutarischen Regelung, in der Zahl der durch die Polizeibehörde zu gewährenden Ausnahmesonntage und in der Dauer der Beschäftigung an diesen.

Etwas günstiger sind die Vorschriften für das übrige Handelsgewerbe. Hier gilt grundsätzlich das Beschäftigungsverbot. Doch kann die höhere Verwaltungsbehörde sowie durch statutarische Bestimmungen die Gemeinde oder ein weiterer Kommunalverband eine Beschäftigung bis zu 2 Stunden zulassen, die für das Makler- und Schiffsmaklergewerbe sowie für andere gewerbliche Betriebe, insoweit in ihnen Güterversendungen mit Seeschiffen vorgenommen werden, sogar bis zu 5 Stunden ausgedehnt werden kann. Außerdem kann die höhere Verwaltungsbehörde an 6 Sonn- und Festtagen eine Beschäftigung bis zu 4 Stunden unter der Voraussetzung zulassen, daß besondere Verhältnisse einen weiteren Geschäftsverkehr erforderlich machen.

§ 4 sieht außerdem aber noch eine ganze Reihe von Ausnahmen vor. Die beschränkenden Vorschriften des § 1 finden keine Anwendung 1. bei Arbeiten in Notfällen oder solchen, die im öffentlichen Interesse unverzüglich vorgenommen werden, 2. für einen Inventursonntag, 3. auf die Bewachung der Betriebsanlagen, bei Arbeiten zur Reinigung und Instandhaltung, wodurch der regelmäßige Fortgang eines eigenen oder eines fremden Betriebs bedingt wird, sowie 4. bei Arbeiten, von denen die Wiederaufnahme des vollen Betriebs an Werktagen abhängig ist, soweit diese Arbeiten an Werktagen nicht vorgenommen werden können, schließlich 5. bei Arbeiten, die zur Verhütung des Verderbens von Rohstoffen erforderlich sind, unter der gleichen Voraussetzung, sowie auf die Beaufsichtigung der Betriebe. Bei den unter Ziffer 3 und 4 genannten Arbeiten sind die Gewerbetreibenden verpflichtet jedem Beschäftigten entweder an jedem 3. Sonntag volle 36 Stunden oder an jedem 2. Sonntag mindestens in der Zeit von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends freizugeben. Außerdem darf die Ortspolizeibehörde gestatten, daß ihnen an Stelle des Sonntags eine 24stündige Ruhezeit an einem Wochentag gewährt wird. Dabei darf jedoch der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes nicht gehindert werden. Und als ob es nicht genug der Ausnahmen wäre, kann

die höhere Verwaltungsbehörde für die sogenannten *Bedürfnisgewerbe* Ausnahmen von den beschränkenden Vorschriften zulassen. Der Bundesrat bestimmt die Voraussetzungen und Bedingungen der Zulassung von Ausnahmen, die dem Reichstag dann zur Kenntnis mitzuteilen sind.

Die Reichsregierung ist also vor dem Ansturm der Gewerbetreibenden zurückgewichen und hat ihre bessere Überzeugung, die sie in dem Entwurf von 1907 ausgesprochen hatte, weithin verleugnet. Sollte der Entwurf in der dem Reichstag vorgelegten Form Gesetz werden, so wäre damit wiederum kein Abschluß für längere Zeit geschaffen. Denn es liegt auf der Hand, daß die vorgeschlagene Regelung die Angestellten durchaus nicht befriedigen kann. Ihre Agitation wird sofort wieder einsetzen und das Handelsgewerbe nicht zur Ruhe kommen lassen. Ob der Reichstag gewillt ist weitere Verbesserungen an dem Entwurf vorzunehmen, erscheint recht zweifelhaft. Eingebildeten Bedürfnissen des Handels werden wieder wichtige Interessen der Angestellten geopfert. Nirgends wird ein größerer Unfug als mit dem Wort *Bedürfnis des Publikums* getrieben. Das Bedürfnis besteht in großem Umfang, auch in den sogenannten *Bedürfnisgewerben*, nur in der Einbildung der Ladeninhaber, die immer noch in der Idee leben, daß ihnen große Profite verloren gehen, wenn sie nicht ihre Läden am Sonntag ohne Schranke offen halten können.

× **Arbeitslosen-** Die umfangreiche Arbeits- **×**  
**fürsorge** losigkeit, die das Einsetzen  
 der Krise in einer Reihe von

Gewerben gebracht hat, löste eine Reihe von Notstandsaktionen verschiedener Art in einer größeren Zahl von Gemeinden aus. In erster Linie ist die Bereitstellung und die beschleunigte Inangriffnahme städtischer Arbeiten zu nennen, sicherlich ein unmittelbar wirksames und im großen ganzen recht zweckmäßiges Mittel, das nur den einen Nachteil hat, daß es der Zukunft Arbeit vorwegnimmt. In der Tat besteht die Gefahr, daß, falls die Krise länger andauert, dadurch nur eine Verschiebung der Arbeitslosigkeit bewirkt wird. Im allgemeinen ist es an und für sich ein ganz richtiger Gedanke, daß die öffentlichen Körperschaften ihre Arbeiten möglichst in der Zeit des Niedergangs der Konjunktur vornehmen las-

sen und damit einen gewissen Ausgleich schaffen, der auch einer gewissen Herabsetzung der Hochkonjunktur zugute kommt. Dabei haben die Gemeinden den Vorteil der billigeren Preise, der rechtzeitigen Ablieferung der Arbeit, ihrer sorgfältigeren Ausführung, der sich mit dem ändern der Beschäftigung von Arbeitslosen verbindet. Die Zahl der Städte, die in dieser Weise vorgegangen sind, ist beträchtlich. Auch die Regierungen wirken auf die Gemeinden in diesem Sinn ein. So hat zum Beispiel die württembergische Regierung an alle Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern einen Erlaß gerichtet, in dem sie sie auf die Bereitstellung und beschleunigte Inangriffnahme von Gemeindearbeiten hinweist.

Dagegen ist die Frage der Arbeitslosenversicherung so gut wie gar nicht weitergekommen. Die letzten Verhandlungen im Reichstag am 5. Dezember beweisen wiederum, daß für die Regierung das Problem noch immer nicht zur Lösung reif ist, trotz des Vorgehens der englischen und anderer Regierungen. Staatssekretär Dr. Delbrück hielt es für eine Überstürzung wegen der augenblicklichen Konjunktur die Lösung dieses Problems sofort durchführen zu wollen, wobei er das Vorhandensein einer scharfen Krisis und eines allgemeinen Notstands bestritt. Er brachte dann insbesondere gegen die Versicherung nach dem Genter System die bekannten Gründe vor, die ebenso alt wie unzutreffend sind. So wußte er denn schließlich nichts anderes als den Ausbau der Arbeitslosenstatistik und den sachgemäßen Ausbau der Arbeitsnachweise zu empfehlen. Beide Vorschläge haben vom Standpunkt des Reichs den Vorzug, daß dabei nicht dem Reich sondern den Gemeinden die Arbeit zufällt. Von den Bundesstaaten hat nur Bayern seine Haltung gegen früher geändert. Hier hat der Minister des Innern sich dazu bereit erklärt Mittel zur Verfügung zu stellen, aus denen Gemeinden mit Arbeitslosenversicherung Zuschüsse bis zu einem Drittel ihrer Aufwendungen gereicht werden sollen, und in einem Nachtragsetat 75 000 Mark angefordert. Der bayrische Städtetag, der sich Anfang November mit der Arbeitslosenversicherung beschäftigte, hielt dieses vorgesehene Beitragsdrittel für zu niedrig und verlangte die Erhöhung auf mindestens 50% der verausgabten Unterstützungssummen. Von Gemeinden, die in dieser Zeit eine Arbeitslosenfür-

sorge eingerichtet haben, ist nur Heilbronn zu nennen, das in seiner Satzung vom Ende November Zuschüsse an Mitglieder von Berufsvereinen mit Arbeitslosenunterstützung sowie Unterstützung an Mitglieder von Berufsvereinen ohne solche und an nichtorganisierte Arbeitnehmer vorsieht. Die Leistungen betragen für den Tag bei männlichen Arbeitslosen 60, bei weiblichen Arbeitslosen 40 Pfennig. Für jedes volksschulpflichtige Kind, das von dem Arbeitslosen zu erhalten ist, erhöht sich die Unterstützung um 10 Pfennig pro Tag. Die Karenzzeit beträgt 8 Tage. Leider haben aber die bürgerlichen Kollegien der Stadt das Inkrafttreten der Satzung davon abhängig gemacht, daß der Staat einen Beitrag in Höhe von 50 % des entstehenden Aufwands gewährt. Besprochen wurde die Frage der Arbeitslosenversicherung in einer ganzen Reihe von Städten, von denen beispielsweise Dresden, Wiesbaden, Berlin-Lichtenberg usw. genannt seien. Überall aber, wo die Neigung dazu vorhanden war diesen Weg zu betreten, wurde die Gewährung staatlicher Beiträge zur Bedingung gemacht. Dresden hat schließlich beschlossen aus dem gemeinnützigen Fonds 20 000 Mark zur Milderung des durch die Arbeitslosigkeit erzeugten Notstands zu bewilligen. Die Unterstützung soll nicht nur rechtlich sondern auch in ihrer Durchführung jeden Schein der Armenunterstützung vermeiden.

× **Wohnungs-** ×  
**aufsicht** Einen sehr beachtenswerten  
Vorschlag, der für die  
Wohnungsaufsicht ein ge-  
eignetes Personal zur Verfügung stellen  
will, macht der bayrische Zentralwoh-  
nungsinspektor Dr. Löhner in der *Zeit-*  
*schrift für Wohnungswesen in Bayern*.  
Bekanntlich hat schon eine größere Zahl  
von Ortskrankenkassen den Wohnungs-  
verhältnissen ihrer erkrankten Mitglie-  
der besondere Aufmerksamkeit zuge-  
wandt und durch die Beamten ihrer  
Kasse Wohnungsaufnahmen vornehmen  
lassen, die als Grundlage für ihr Ein-  
greifen dienen sollten. Sehr erfolgreich  
ist in dieser Weise insbesondere die  
Berliner Krankenkasse für Handlungsge-  
hilfen vorgegangen, und ihrem Beispiel  
sind andere Krankenkassen, zum Bei-  
spiel die allgemeine Ortskrankenkasse in  
Pforzheim, gefolgt, die ein ganzes Pro-  
gramm der Wohnungsfürsorge aufge-  
stellt hat und in Verbindung mit den

staatlichen und kommunalen Behörden durchzuführen sucht. Dr. Löhner schlägt nun allgemein vor die Krankenkassenkontrollleure bei den Orts- und Landkrankenkassen neben ihrem Beruf der Krankenkassenkontrolle mit der Wohnungsaufsicht zu betrauen. Er sieht die Vorteile dieser Einrichtung darin, daß die Wohnungsaufsicht auf diesem Weg in viele Orte käme, wo man sonst gewiß noch lange auf sie würde warten müssen. Es würde erheblich an Kosten gespart, und der Wohlfahrtscharakter der Wohnungsaufsicht stark betont. Darin hat der Verfasser ohne Zweifel recht, daß die Verbindung beider Ämter sowohl für die Krankenfürsorge wie für die Wohnungsaufsicht mancherlei Vorteile bringen würde, wie das schon die praktischen Erfahrungen einer Anzahl Kassen beweisen. Gegen den Vorschlag ist hauptsächlich das einzuwenden, daß die Krankenkassenkontrollleure nur in die Wohnung kranker, bei der Ortskrankenkasse versicherter Personen kommen. Wollte man ihnen zur Pflicht machen gleichzeitig die Wohnungen anderer Personen zu besichtigen, so würde ohne Zweifel entweder ihr Hauptberuf notleiden, wenn man nicht ihre Zahl beträchtlich vermehren würde. Ist aber eine Vermehrung des Personals notwendig, so wird mit Recht die Frage aufgeworfen werden müssen, ob es nicht zweckmäßiger ist das neue Personal als Wohnungsaufsichtsbeamte im Hauptamt anzustellen. Auch aus der Zwitterstellung der Beamten als Angestellte der Ortskrankenkasse und der Gemeinden dürften sich mancherlei Schwierigkeiten ergeben. Wer soll zum Beispiel die Kontrolle über die Tätigkeit der Beamten ausüben, soweit sie die Wohnungsaufsicht zum Gegenstand hat? Doch wohl die Gemeinde. Soweit es sich aber um erkrankte Mitglieder der Kasse handelt, könnte die Wohnungsaufsicht Amtsaufgabe des Beamten in seiner Eigenschaft als Krankenkassenbeamter und in diesem Fall die Aufsicht über seine Tätigkeit durch die Krankenkasse gegeben sein. Jedenfalls bedarf der Vorschlag noch einer sorgfältigen Prüfung auf seine Durchführbarkeit. Dazu böte natürlich ein Versuch der praktischen Anwendung die beste Gelegenheit.

× **Dresden: Be-** ×  
**bauungsplan** Die Dresdener Stadtverord-  
netenversammlung hatte  
sich vor einiger Zeit  
mit einem außerordentlich umfang-

reichen und finanziell recht weittragenden Bebauungsplan für die Vorstädte Mickten, Übigau und Kaditz zu beschäftigen. Es handelt sich hier um die bauliche Erschließung eines Geländes, das meist aus Wiesen und Ackerland besteht, im Überschwemmungsgebiet liegt und zirka  $7\frac{1}{2}$  Millionen Quadratmeter umfaßt. Vorbedingung der Bebauung ist die Herstellung einer Elblutrinne, die den schadlosen Abfluß der Hochwässer ermöglichen soll. Innerhalb des Plangebiets ist der Bau von 5 Elbbrücken vorgesehen, von denen zunächst eine im Pieschener Winkel, und eine zweite in Cotta errichtet werden sollen. Die Kosten der Flutrinne stellen sich nach dem Anschlag auf 5,2 Millionen Mark, von denen zunächst nur 3,3 Millionen gefordert werden. Ein Teil dieser Kosten soll von den Grundbesitzern in Form von Bauabgaben wieder eingezogen werden. Die Beiträge schwanken pro Quadratmeter des Grundstücks zwischen 58 Pfennig und 3,27 Mark. Der Bau der 5 Elbbrücken wird einen Aufwand von 15 Millionen Mark erfordern, wozu noch die Kosten für Herstellung der Straßen usw. treten, so daß mit einer Gesamtausgabe von 21,5 Millionen Mark zu rechnen ist. Der Rat wollte nun von den Brückenkosten 3 Millionen Mark auf den Grundbesitz im Plangebiet umlegen. Seine Vorlage fand aber in dem Ausschuß der Stadtverordnetenversammlung sowohl bei den Bauvorschriften wie bei der Verteilung der Bauabgaben lebhafteste Anfechtung. Für einen Teil des Gebiets hatte der Rat eine Bauklasse Reihenwohnhäuser bestehend aus 2 Stockwerken nebst Dachgeschoß in geschlossener Bauweise vorgesehen. Vom Ausschuß wurde diese Bauklasse wegen ihres zu wenig großstädtischen Charakters (!) gestrichen und statt dessen eine um ein Obergeschoß höhere Bauweise eingefügt. Den Hauptstreitpunkt bildete die Abgabe des Grundbesitzes zu den Brückenkosten. Die Vertreter des Grundbesitzes verlangten die Freilassung des Grundbesitzes im Plangebiet von den Brückenbaukosten vor allem deshalb, weil auch die am andern Ufer der Elbe gelegenen Gemeinden davon einen Vorteil hätten. Da aber die 5 Elbbrücken einen Aufwand von wenigstens 15 Millionen Mark erfordern, wovon nach dem Vorschlag des Rats nur 3 von den Grundstücksbesitzern aufgebracht werden sollen, so bleiben immerhin noch 12 Millionen Mark übrig, die von der Allgemeinheit zu tragen sind. Bei der absoluten Aussichtslosigkeit des Rat-

antrags wurde von der sozialdemokratischen Fraktion der Vermittlungsantrag gestellt die Abgabe auf 2 Millionen Mark herabzusetzen. Dadurch wurden die Sätze bei den verschiedenen Baugrundstücken von 34 Pfennig bis 1,64 Mark des Ratsbeschlusses auf 24 Pfennig bis 1,08 Mark reduziert. Im Plenum der Stadtverordnetenversammlung wurde der Ratsantrag abgelehnt, ebenso auch der Antrag der Grundbesitzer, und schließlich der sozialdemokratische Vermittlungsantrag mit großer Mehrheit angenommen. Daß damit nur ein kleiner Teil der Steigerung des Wertes erfaßt wird, der infolge der Befreiung des Gebiets von der Überschwemmungsgefahr und der Brückenanlage vom Ackerwert auf etwa 5 bis 6 Mark pro Quadratmeter steigen wird, unterliegt keinem Zweifel. In welchem Umfang sich die Bau- und Brückenabgaben auf die Mieter werden abwälzen lassen, ist eine Frage, die sich nicht theoretisch entscheiden läßt.

× *Kurze Chronik* Der *Schutzverband für deutschen Grundbesitz* hat auf seiner

Novembertagung sich für die Ertragsbesteuerung des Grund und Bodens, im Gegensatz zur Besteuerung nach dem gemeinen Wert, gegen Sondersteuern von der Wertsteigerung des Grundbesitzes, für die Kontingentierung der Steuern in Übereinstimmung mit dem Kommunalabgabengesetz und gegen die Anleihewirtschaft der Kommunalverwaltungen ausgesprochen. Gleichzeitig wurde wieder einmal die Gelegenheit benutzt gegen Kommunismus, Sozialismus und Bodenreform Front zu machen und den privaten Grundbesitz in Stadt und Land als festeste Grundlage unseres Staatslebens in Empfehlung zu bringen. × Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat eine Magistratsvorlage angenommen, nach der mit der *Genossenschaft Berliner Hausbesitzer* zur Beschaffung und Sicherung von Hypotheken ein Vertrag dahin abgeschlossen wird, daß dieser Genossenschaft vorübergehend ein Kredit bis zu 1 Million Mark eröffnet werden soll. Das Kreditverhältnis soll bis zum Jahr 1923 durch Tilgung sämtlicher geliehener Beträge beendet sein. × Das städtische Krankenhaus in Charlottenburg ist der Benutzung übergeben worden. Der Aufwand betrug 3 071 200 Mark. Die Kosten für das Einzelbett werden sich nach völligem Ausbau auf rund 7200



Mark stellen. × Die Stadtverordnetenversammlung in Stolp (Pommern) hat beschlossen den orthopädischen Turnunterricht obligatorisch einzuführen. Es sollen 2 Lehrerinnen dafür ausgebildet werden. × Die Elberfelder Stadtverordnetenversammlung hat den Vertrag über den Verkauf der städtischen Straßenbahnen abgeschlossen. × Die bürgerlichen Kollegien der Stadt Göppingen haben beschlossen in Verbindung mit dem Frauenverein die Wöchnerinnenfürsorge einzuführen. Die Pflege soll auf die Dauer von 7 Tagen durch besonders geeignete Frauen gegen Zahlung einer Entschädigung von 30 Pfennig bis 1,50 Mark pro Tag, abgestuft nach den Einkommensverhältnissen, ausgeübt werden. Das Defizit wird von der Stadt getragen. × Der Mannheimer Stadtrat hat dem Fahrpersonal der städtischen Straßenbahn eröffnet, daß er künftig auf diszipliniarem Weg gegen solche Fahrbedienstete einschreiten werde, die eine unbeschränkt öffentliche Versammlung einberufen, in der Beschlüsse des Stadtrats als der vorgesetzten Behörde kritisiert und zur Diskussion gestellt werden. Dieser Standpunkt des Stadtrats wird sich auf die Dauer nicht halten lassen. Er bedeutet eine weitgehende Beschränkung des Rechtes auf Kritik, das sowohl dem Arbeiter an den Handlungen des ihn beschäftigenden Arbeitgebers wie jedem Bürger an den Beschlüssen der städtischen Kollegien zusteht. × Um den Bau von Eigenheimen zu mäßigen Preisen zu beleben, hat die Stadt Freiburg (Baden) beschlossen den Geländepreis in 2 Eigenheimgebieten auf 20 Mark pro Quadratmeter von ursprünglich geforderten 25 Mark und für das Land von einer bestimmten größern Tiefe ab auf 10 Mark von 15 Mark herabzusetzen. × Die Mainzer Stadtverordnetenversammlung hat die Errichtung einer Schulzahnklinik beschlossen, die auch Kindern höherer Lehranstalten zur Verfügung stehen soll. Voraussetzung für diese ist, daß die Kinder entweder schulgeldfrei oder die Eltern kassenpflichtig sind, oder ein besonderer Antrag gestellt wird.

## WISSENSCHAFT

### Philosophie / Kurt Grelling

**Phänomenologie** Nach dem Vorgang Husserls bezeichnet man heute als *Phänomenologie* eine besondere philosophische Forschungs-

methode, die eine gewisse Mittelstellung zwischen Logik und Psychologie einnimmt und sich von der zweiten insbesondere dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht wie diese mit den Erlebnissen des einzelnen und ihrer Erklärung beschäftigt sondern sich bemüht die solchen Erlebnissen verschiedener Individuen in gleicher Weise zugrunde liegenden Tatbestände zur *Erschauung* zu bringen, wie der *terminus technicus* lautet. Dies soll freilich keine erschöpfende Erklärung der phänomenologischen Methode sein (ich gedenke mich demnächst an dieser Stelle etwas eingehender mit ihr zu befassen) sondern nur ein Hinweis für den Leser. Eine besondere Klasse von phänomenologischen Untersuchungen bilden die Bedeutungsanalysen. Zu ihnen gehört eine Abhandlung August Gallingers *Das Problem der objektiven Möglichkeit* /Leipzig, Barth/ (Gallinger will übrigens die Bezeichnung *phänomenologisch* für seine Untersuchung nur mit Vorbehalt gelten lassen). Als den vorwiegenden Zweck seiner Untersuchung gibt Gallinger an: das »möglich-Sein« als die Meinung, daß ein Etwas in einem eigenartigen Zusammenhang steht, zur Erschauung zu bringen. Das möglich-Sein eines Tatbestands ist jedenfalls eine relative Bestimmung dieses Tatbestands, und zwar relativ zu einem andern Tatbestand. Diese Bestimmung hat ferner den Charakter einer Seinsverknüpfung, das heißt, die in dieser Beziehung zu einander stehenden Tatbestände sind ihrem Dasein nach verknüpft. Das, in bezug worauf ein Tatbestand möglich ist, kann man allgemein seine Bedingungen nennen. Wir erhalten also das erste Resultat. Daß ein Tatbestand möglich ist, bedeutet, daß er mit gewissen Bedingungen in einer Seinsverknüpfung steht. Es handelt sich nun darum die Art dieser Seinsverknüpfung näher zu bestimmen. Gallinger unterscheidet positive, negative und positive-und-negative Seinsverknüpfung. In positiver Seinsverknüpfung stehen die Tatbestände *a* und *b*, wenn das Dasein von *a* dasjenige von *b* impliziert, dagegen das Nichtsein von *a* das Nichtsein von *b* nicht impliziert. Wenn *a* und *b* in positiver Seinsverknüpfung stehen, so stehen *b* und *a* in negativer Seinsverknüpfung. Wenn das Dasein von *a* das Dasein von *b*, und umgekehrt das Dasein von *b* dasjenige von *a* impliziert, so findet zwischen *a* und *b* und ebenso

zwischen *b* und *a* positive-und-negative Seinsverknüpfung statt. Die negative Seinsverknüpfung zeigt nun die Eigentümlichkeit, daß, wo sie statthat, aus dem Dasein von *a* weder auf das Dasein von *b* noch auf sein Nichtsein geschlossen werden kann, sondern nur aus dem Nichtsein von *a* auf das Nichtsein von *b*. Das selbe tritt bei der Möglichkeit auf: Der als möglich beurteilte Tatbestand steht auch als sekundäres Glied zu einem andern primären in der Beziehung der negativen Seinsverknüpfung. Doch genügt diese Bestimmung noch nicht zur eindeutigen Charakterisierung der Möglichkeit. Es kommt nämlich darauf an die Klasse von Tatbeständen, auf die sich die Möglichkeitsaussage allein beziehen kann, noch näher zu bestimmen. Reale Ereignisse können jedenfalls nicht darunter fallen, meint Gallinger, denn von einem solchen gilt immer, daß es entweder stattfindet oder nicht. Im ersten Fall sind aber alle Bedingungen seines Eintretens, im zweiten alle seines Nichteintretens gegeben. Es hat also keinen Sinn zu sagen, die Bedingungen für beides seien nur unvollständig gegeben. Deshalb kann die negative Seinsverknüpfung, die in der Behauptung einer Möglichkeit liegt, sich unmittelbar nur auf Sachverhalte beziehen, die ausgedrückt werden durch Sätze wie »daß *a* stattfindet«. Und zwar muß ein Sachverhalt, um Gegenstand einer Möglichkeitsaussage zu sein, ein einsichtig bestehender Sachverhalt oder, was nach Gallinger das selbe ist, eine Erkenntnis sein. Allerdings sagt die Möglichkeit von etwas nicht aus, daß der betreffende Sachverhalt einsichtig bestehe, sondern nur, daß das einsichtige Bestehen des Sachverhalts partiell sachlich motiviert ist, oder, anders ausgedrückt, daß der Sachverhalt, ohne einsichtig zu sein, Gegenstand von Einsichtigkeits-tendenzen ist, die auf das einsichtige Bestehen hindrängen. Das Ergebnis ist also: *a* ist objektiv möglich heißt so viel wie: Die Einsichtigkeit des Sachverhalts, daß *a* stattfindet, ist partiell sachlich motiviert.

So weit der wesentliche Inhalt der Abhandlung. Für eine eingehende Kritik ist hier nicht der Ort. Nur auf ein paar Punkte möchte ich hinweisen. Was zunächst die Abgrenzung des Begriffs der *Möglichkeit* angeht, so scheint er mir hier zu eng gefaßt, indem er auf den des bloß Möglichen eingeschränkt wird. Dadurch ergibt sich zum Beispiel

der Übelstand, daß es neben der Sphäre des Unmöglichen und der des Möglichen noch eine dritte des Notwendigen gibt. Gleichzeitig wird aber auch das Wirkliche aus der Sphäre des Möglichen ausgeschlossen, während es doch dem Sprachgebrauch entsprechen würde, daß man von der Wirklichkeit einer Sache auf ihre Möglichkeit schließen kann. Das Wirkliche wird übrigens nicht schon an sich aus der Sphäre des bloß Möglichen ausgeschlossen sondern erst mit Hilfe der weitem Voraussetzung, daß alles Wirkliche auch notwendig ist. So kommt es, daß nach Gallinger das Mögliche weder wirklich noch unwirklich ist. Er sucht es deshalb in der idealen Sphäre der einsichtigen Sachverhalte, auf die der Begriff des *Wirklichen* nicht anwendbar ist. Einen weitem Mangel erblicke ich darin, daß der Begriff der *Einsichtigkeit* den der *Möglichkeit* bereits enthält. Denn einsichtig ist doch, was eingesehen werden kann. Daß die Einsichtigkeit als etwas Objektives gefaßt wird, das von der Fähigkeit irgendwelcher Personen den betreffenden Sachverhalt einzusehen unabhängig ist, ändert daran nichts. Wir haben es eben mit der objektiven Möglichkeit des Eingesehenwerdens zu tun. Wenigstens wüßte ich nicht, wie man die Einsichtigkeit anders erklären sollte, es sei denn, daß man sie der Wahrheit gleichsetzt, was offenbar nicht die Meinung Gallingers ist. Verhält es sich aber so, so ist es ein offener Zirkel, wenn man die objektive Möglichkeit einer Sache definiert als die partielle sachliche Motivation der objektiven Möglichkeit sie einzusehen. In der Tat hat auch die wirkliche oder auch bloß motivierte Einsichtigkeit eines Sachverhalts mit seiner Möglichkeit gar nichts zu tun. Wenn irgendeine Einsichtigkeit dabei eine Rolle spielt, so ist es die der Unmöglichkeit des betreffenden Sachverhalts. Ihr Fehlen ist wenigstens eine notwendige Bedingung der Möglichkeit. Doch ist es nicht meine Aufgabe an die Stelle der Gallingerschen eine bessere Erklärung der Möglichkeit zu setzen, zumal das nicht in wenigen Zeilen zu erledigen wäre.

× Populärphilosophie wird mit dem höchsten Respekt vor Tatsachen beginnen, sobald deren eine ausreichende Menge bekannt ist, um unserm Grübeln über die Welträtsei zugleich Substanz

und Grenzen zu geben. Dieser Augenblick scheint gekommen zu sein.« So verkündet uns Robert Hessen in seiner *Philosophie der Kraft* /Stuttgart, Julius Hoffmann/. Welch ein Glück, daß der große Moment nun auch in Hessen den rechten Mann gefunden hat, der uns die »wahre Philosophie« lehrt, eine Philosophie, »die den homo sapiens... allein aus seinen Geweben und den sie umspielenden physikalischen Kräften zu begreifen sucht«. Dies könnte dem Weisen genügen. Doch seien noch ein paar Stichproben gegeben. Über den kategorischen Imperativ lesen wir: »Ein Moralsystem, das auf strenger Pflege der Unlust gegründet ist, rächt sich zumal an der Jugend... Kants hochfliegender Idealismus diene hier einer barbarischen Elternfucht und einem platten Spießbürgertum, dem er sein *Sittengesetz* abgelauscht hatte.« Es lohnt sich kaum Kant gegen solche Verständnislosigkeit in Schutz zu nehmen. Auf Pflege der Unlust hätte Kant sein Moralsystem gegründet? Freilich verlangt er Unterdrückung der Neigung überall da, wo sie mit der Pflicht in Widerstreit gerät, und die Preisgabe dieses Rigorismus wäre in der Tat der Bankrott jeglicher Moral. Aber heißt das Pflege der Unlust? Kann man ferner den Verkünder des Prinzips der moralischen Autonomie ärger mißverstehen als indem man ihn zum Diener pädagogischer Barbarei stempelt? Und schließlich: Wo wäre das Spießbürgertum, dem man das kantische Sittengesetz ablauschen könnte? Hier wird Sittlichkeit mit Sitte verwechselt. Hessens eigene Philosophie gipfelt in den Forderungen: »Erzeugung von Kraft, Erhaltung von Kraft und rechte Verwendung von Kraft.« Aber der Leser fragt vergeblich nach dem Kriterium der »rechten« Verwendung. Von diesem Standpunkt aus bespricht Hessen die Geschichte der Philosophie, indem er, darin den Arzt verratend, die Philosopheme in gesunde und kranke teilt. Enthielte das Buch nur diese Philosophie, so könnte man es ruhig beiseite legen, ohne ihm mehr Beachtung zu schenken als den vielen anderen popularphilosophischen Erzeugnissen einer widernatürlichen Kreuzung von Ostwald und Nietzsche. Aber auf die mißglückten philosophischen Versuche des Verfassers folgt eine Fülle kritischer und programmatischer Bemerkungen zu den wichtigsten Problemen der modernen Kultur und Politik. Hessen nimmt da

Stellung zu der Frage der Jugend-  
ziehung, zu der sexuellen, der Nationali-  
täten-, der sozialen und vielen anderen  
Fragen. Diese Stellungnahme geschieht  
immer zu einseitig vom Standpunkt des  
Arztes und kehrt deshalb den rasse-  
hygienischen Gesichtspunkt nach be-  
kanntem Muster viel zu sehr hervor.  
Hessen übersieht, daß der körperlichen  
Kraft und Gesundheit, deren hohen  
ästhetischen Wert man nicht zu unter-  
schätzen braucht, dennoch im Ganzen  
des menschlichen Lebens nur die (frei-  
lich sehr große) Bedeutung einer not-  
wendigen Bedingung geistiger Vervoll-  
kommnung zukommt. Von diesem gene-  
rellen Mangel abgesehen muß man aber  
dem Verfasser zugestehen, daß er mit  
seinem rücksichtslos offenen Urteil über  
eingewurzelte Unsitten und Heucheleien,  
in seinem Kampf gegen geheiligte Vor-  
urteile und widerrechtliche Egoismen  
meist den Nagel auf den Kopf trifft.

×  
Neuausgaben Von der von Lasson be-  
sorgten Gesamtausgabe der  
Werke Hegels der *Phi-  
losophischen Bibliothek* liegt der 7.  
Band vor /Leipzig, Meiner/. Er ent-  
hält die Schriften zur Politik und  
Rechtsphilosophie, und zwar *Die Ver-  
fassung Deutschlands, Verhandlungen in  
der Versammlung der Landstände des  
Königsreichs Württemberg im Jahr 1815  
und 1816, Über die englische Reform-  
bill, Über die wissenschaftlichen Be-  
handlungsarten des Naturrechts, System  
der Sittlichkeit*.

Im deutschen Buchhandel bürgert sich  
seit einiger Zeit die erfreuliche Mode  
ein klassische philosophische Werke in  
geschmackvoll ausgestatteten und den-  
noch billigen Neuausgaben auf den  
Markt zu bringen. Der *Inselverlag* ist  
hierin einer der rühmlichsten. Jetzt hat er  
eine von Max Brahm besorgte Ausgabe  
von Schopenhauers *Aphorismen  
zur Lebensweisheit* herausgebracht. Sie  
ist geeignet dem geistreichen Büchlein  
Freunde zu werben.

×  
KurzeChronikEs habilitierten sich  
für Philosophie: Dr. Grise-  
bach in Jena, Dr. Bühler in  
München, Dr. Howald in Zürich. × Die  
*Kantgesellschaft* hat ihre 7. (Jubiläums-)  
Preis aufgabe ausgesprochen, mit  
dem Thema *Der Einfluß Kants und  
der von ihm ausgehenden deutschen idea-  
listischen Philosophie auf die Männer  
der Reform- und Erhebungszeit*.

Hygiene / Heinemann Goldschmidt

**Tuberkulose:** Nach langem Widerstreben hat sich Dr. Friedmann bereit gefunden sein Heil- und Schutzmittel gegen die Tuberkulose der Öffentlichkeit zu übergeben. Allerdings ist die Angabe über die Bestandteile des Mittels selbst damit nicht verbunden, so daß der mit dem Mittel behandelnde Arzt immer noch mit einer Unbekannten operiert. Schädigungen bei Anwendung des Präparats sind wohl nicht zu befürchten, da die Prüfung in Ehrlichs Institut in Frankfurt am Main bis heute nichts Gesundheitsschädigendes ergeben hat, und daher auch die Freigabe nicht beanstandet worden ist. Wer aber nun glauben würde, daß die Ärztwelt sich mit Heißhunger auf das Friedmannsche Produkt gestürzt hätte, der irrt gewaltig. Das erlösende *Endlich!* ist von keiner Lippe erklingen, als Friedmann am 25. Oktober im Hörsaal der 2. medizinischen Klinik *ex cathedra* verkündete, daß er das Mittel am Geburtstag der Kaiserin freigeben würde. War man doch nach dem anfänglichen Staunen über die von Friedmann und seinen wenigen Anhängern behaupteten wunderbaren Wirkungen allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß es sich um kein Spezifikum handele, sondern daß nur, um mit Friedrich Kraus zu sprechen, »an dem Mittel etwas zu sein scheine, das uns zwingt in eine breite objektive Prüfung desselben einzutreten«.

Diese laue Anerkennung ist natürlich in keiner Weise geeignet den Glauben an die von den meisten Seiten bezweifelte Wirkungen des Mittels zu stärken. Die bisherige Unmöglichkeit die Angaben Friedmanns in einwandfreier Weise nachzuprüfen sowie die ganze Geheimnistuerei haben Mißtrauen erweckt. Wieweit dieses Mißtrauen gerechtfertigt ist, wird sich aus den Resultaten der zurzeit in den Kliniken unternommenen Versuche ergeben.

Wird also die Frage, was das Mittel leistet, bald gelöst sein, so bleibt noch die Frage offen: was stellt das Mittel dar? Nach dem im vorigen Jahr von Friedmann in der *Berliner Medizinischen Gesellschaft* gehaltenen Vortrag, der dann in der *Berliner Klinischen Wochenschrift* wiedergegeben wurde, stellt das Präparat einen im Lauf der Zeit avirulent gemachten Tuberkelstamm (also lebende Bazillen) dar. Schon Koch hatte darauf hingewiesen, daß, ähnlich wie bei der

Pockenimpfung, lebendes Material am geeignetsten sei; nur müßte die toxische Komponente möglichst beseitigt werden, ohne jedoch dabei die therapeutische (die Antigenbildung) zu zerstören. Die Erreichung dieses Ziels war mit großen Schwierigkeiten verknüpft; eine Avirulenz der Bakterien war natürlich leicht zu erreichen, jedoch vernichteten die für diesen Zweck getroffenen Maßnahmen fast immer die Antigenbildung. Friedmann hat nun, wie er berichtet, einen völlig avirulenten Tuberkelstamm (Kaltblüterbazillen) mit unverändertem Antigenbildungsvermögen gezüchtet. Genaueres über diesen Tuberkelstamm sowie über die Art der Gewinnung und der Avirulentmachung anzugeben lehnt er ab. Piorkowski glaubt indessen, daß es sich um einen *typus humanus*, der durch Schildkrötenpassage abgeschwächt sei, handele. Piorkowski hatte nämlich früher auf Wunsch Friedmanns Kulturen von Schildkrötentuberkelbazillen gezüchtet, die er für menschliche hielt, und die er später an Friedmann zurückgegeben hatte. Sollte die Vermutung Piorkowskis richtig sein, so würde die Behandlung natürlich ein gewagtes Experiment darstellen; denn es ist nicht von der Hand zu weisen, daß ein avirulenter Stamm des *typus humanus* im menschlichen Körper sehr bald virulent werden kann.

Die Anwendung des Mittels kann nach Friedmann auf verschiedene Weise erfolgen; es soll sich bei jeder Art der Anwendung: intramuskulär, intravenös, per os, conjunctival, lokal auf offene Herde gebracht usw., hervorragend bewähren und niemals Schädigungen zeitigt haben. Friedmann behandelte anfangs intramuskulär, später simultan, das heißt intravenös + intramuskulär, da er bei der intramuskulären Anwendung wiederholt Einschmelzungen beobachtet hat, die bei der Simultanbehandlung wegfallen sollen.

Die Erfolge sollen nach Friedmann Angaben ganz überraschend sein; oft soll schon nach einer Injektion Schwinden der physikalischen Erscheinungen sowie der subjektiven Beschwerden sich zeigen. E. Müller, Pulvermacher, Karfunkel, Schleich, Küster und Heymann zeigten sich ebenfalls als Anhänger des Mittels und bestätigten dessen Erfolge. Bier verhält sich skeptisch; er hat keinen beweisenden Erfolg gesehen und kann deshalb nicht als »Zeuge für die Wirksamkeit des Präparats« auftreten.

Lange Zeit hatte sich Friedmann nicht

bewegen lassen aus seiner Reserve hervorzutreten. Schließlich sah er sich doch veranlaßt sein Präparat einer Kommission zur Prüfung zu überlassen; diese Kommission hat sich jedoch, wie der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung des Korpuschertums* von Geheimrat F. Kraus mitgeteilt wurde, in Folge von »Schwierigkeiten« aufgelöst. Das Mittel wurde dann, wie erwähnt, von Ehrlich in Frankfurt geprüft; jedoch handelte es sich da nur um Tierversuche, nicht um klinische. Daß ein Mißtrauen gegen das Friedmannsche Mittel Platz griff, ist erklärlich; Felix Klemperer ging so weit es als Geheimmittel zu bezeichnen, und er warnte öffentlich vor ihm. Zunächst bleibt jedenfalls abzuwarten, was die weitere Anwendung ergeben wird.

Man darf aber wohl behaupten, daß das Friedmannsche Mittel wohl etwas Neues bedeutet, nämlich die Anwendung lebender Bazillen, daß es jedoch nicht das ersehnte Spezifikum gegen die Tuberkulose darstellt. Selbst wenn es gelingen sollte auf der von Friedmann eingeschlagenen Bahn das ideale Heilmittel zu finden, so wird damit allein die Tuberkulose nicht aus der Welt geschafft werden. Die Tuberkulosefrage ist, wie Friedrich von Müller mit vollem Recht betont, vor allem eine Frage der Wohnungs- und Nahrungshygiene. Nur durch eine durchgreifende Besserung auf diesen Gebieten wird es gelingen der Seuche Herr zu werden. Ohne derartige Reformen ist jede Vakzinationstherapie und jede Heilstättenbehandlung illusorisch.

× Spirochäten- züchtung ×  
 In der Sitzung der *Medizinischen Gesellschaft* vom 29. Oktober sprach Professor Noguchi über die Erreger der Poliomyelitis und der Lyssa. Nachdem es Noguchi bereits vor einiger Zeit gelungen war die *Spirochaeta pallida* zu züchten, ist es ihm nach langer Mühe geglückt auch die Erreger der Tollwut und der spinalen Kinderlähmung zu züchten und genauer zu studieren. Der Entdecker spricht die Überzeugung aus, daß es gelingen wird weitere zahlreiche, bisher für unkultivierbar gehaltene Mikroorganismen zu züchten, wenn man ihre Kulturbedingungen kennen gelernt haben wird. Bisher ist es ihm durch komplizierte Methoden gelungen folgende Spirochätenarten zu züchten: *Spirochaeta pallida* und *pertenuis*, die ver-

schiedenen Spirochäten des febris recurrens, die Spirochäte des Tickfiebers und die Geflügelspirochäten. Den Erreger der Lyssa hat Noguchi, wie schon bemerkt, ebenfalls gezüchtet und mit ihm experimentell bei Hunden und Kaninchen klinisch und anatomisch sichergestellte Tollwut erzeugt. Mit Flexner zusammen hat dann Noguchi auch den Erreger der Poliomyelitis gezüchtet und Affen mit dem Erreger infiziert.

× Mesothorium- Es ist eine längst bekannte schädigung ×  
 Tatsache, daß eine Anzahl von Ärzten und Technikern durch unvorsichtige Handhabung der Röntgenstrahlen ihre Zeugungsfähigkeit dauernd verloren haben. Das Keimgewebe des Hodens hat sich mehr als irgendein anderes Organgewebe als äußerst empfindlich gegen Einwirkung der Röntgenstrahlen erwiesen. Es lag nun nahe auch bei der neuerdings so sehr in Aufnahme kommenden Mesothorbehandlung an eventuelle Begleitschäden genannter Art zu denken. Und in der Tat hat Professor M. Simmonds (Hamburg) in der *Medizinischen Wochenschrift* vom 20. November eine Anzahl von Hodenschädigungen mitgeteilt, die er bei Kaninchen durch Mesothorapplikation experimentell hervorrufen konnte. Es zeigte sich, daß schon bei einer Einwirkung von 100 Milligrammstunden die samenbereitenden Zellen zum größten Teil zerstört waren. Bei 1000 Milligrammstunden war überhaupt kein intaktes Kanälchen mehr vorhanden; an Stelle der samenbildenden Zellen fanden sich nur amorphe Massen und einige Zelltrümmer. Aus den Befunden geht deutlich hervor, daß das Mesothorium in genau der selben Weise wie die Röntgenstrahlen eine Schädigung der Keimzellen bewirkt. Interessant an den Beobachtungen Simmonds ist, daß die Sertolischen Zwischenzellen, die mit der Spermatogenese nichts zu tun haben, nicht nur nicht geschädigt waren sondern sogar eine erhebliche Vermehrung zeigten. Anscheinend treten sie vikariierend für die zerstörten Samenzellen ein, soweit es sich um Aufgaben der innern Sekretion handelt. Es geht also aus den geschilderten Versuchen hervor, daß das Mesothorium ein gefährliches Gift für den Hoden ist. Selbst der Transport sorgfältig verpackter Mesothorkapseln in den Kleidertaschen ist zu vermeiden.

× ×

**Kurze Chronik** Die Zahl der deutschen Medizinstudierenden ist von 1905 bis 1913 von 6300 auf 14000 gestiegen. Danach erwerben also jährlich 2800 Mediziner die Approbation. Dem jährlichen Bevölkerungszuwachs und dem Todesabgang von Ärzten würden nur 880 Ärzte als Zugang entsprechen; mithin besteht ein Zuviel von jährlich ungefähr 2000 Ärzten. × Das Pasteursche Institut in Paris konnte vor kurzem auf sein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Präsident Poincaré feierte als Vorsitzender das Andenken Pasteurs. × Der Bau eines Virchow-Langenbeck-Hauses in Berlin ist jetzt beschlossen worden. Die Kosten belaufen sich auf über 1½ Millionen Mark. × Der diesjährige Nobelpreis ist dem französischen Professor Charles Richet für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Anaphylaxie verliehen worden. × Der Geheime Rat Albin Hoffmann in Leipzig feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag. × Der 31. deutsche Kongreß für innere Medizin wird vom 20. bis zum 23. April 1914 in Wiesbaden unter dem Vorsitz von Rombergs stattfinden. × Ehrenwörtliche Verpflichtung von Ärzten zu Mindestgebührenansätzen hat das Reichsgericht durch Erkenntnis vom 29. April 1913 für unsittlich erklärt.

× **Literatur** Das Buch Eugen Schlessingers *Schwachbegabte Kinder* /Stuttgart, F. Enke/ ist vor allem den Schulärzten zu empfehlen. Der Verfasser hat in gründlichster Weise sein reiches Material durchgearbeitet. Sehr lehrreich im Abschnitt über die Ätiologie sind die Angaben über das Zusammenwirken mehrerer schädlicher Einflüsse und die Bedeutung der sozialen Umwelt neben den erblich überkommenen Anlagen. Die Abschnitte über Fürsorge, Berufswahl, spätere Schicksale sind reich an eigenen Erfahrungen und praktischen Vorschlägen; den Schluß bilden 100, zum Teil mit Abbildungen versehene kurze Schülergeschichten.

## KUNST

### Bildende Kunst / Lisbeth Stern

**Ägyptische Funde** Die Ausgrabungen der *Orientalgesellschaft* haben in diesem Jahr bei der Freilegung der Stadt Tell el Amarna auch die

große Bildhauerwerkstatt des Bildhauers Thutmes aus den Jahren um 1350 vor Christus aufgedeckt. Man sieht die Werkzeuge und auch ungefähr die Art, wie in diesem Betrieb mit Gesellenhilfe gearbeitet sein muß. Gipsabdrücke nach der Natur, dann mit Überarbeitungen und angezeichneten Korrekturen, halbfertige Modelle bis herauf zu ganz ausgearbeiteten Porträtköpfen. Und da stehen wir vor dem sehr Merkwürdigen, daß die Gipsabgüsse mit den fertigen Porträts keinerlei Gemeinschaft haben. Es ist ein so anderer Typ wie nur möglich. Die Abgüsse könnten ebensogut von heute sein. Die Gesichtsformen sind nur wie zufällig zusammengewürfelt und auch im Ausdruck so zufällig beeindruckt wie jedes Gesicht heute auf der Straße. Dagegen sind die Porträtköpfe von unglaublicher Stilsauberkeit und Strenge. Es ist fast wie eine letzte aristokratische Ausfiltrierung des Menschen. Nun ist ja wohl möglich, daß die Gipsabgüsse von Proletariern abgenommen sind, und daß die Notdurft von Generationen und ihre Rassenmischung keinen reinen Körperstil aufkommen ließen. Andererseits ist es aber auch möglich, mir sogar wahrscheinlich, daß diese Ummodlung ein ganz naiver künstlerischer Prozeß war. Die breiten Schultern, schmalen Hüften, die Köpfe diagonal verlängert mit vorgeschobenem Mund, starken Backenknochen und der zarten Linie zum spitzen Kinn, dazu der so glänzend festgeschnittene breite Mund: alles in frontaler Stellung oder höchstens im rechten Winkel dazu gerichtet: das alles sind offenbar so feste Formen in jener Kunst, daß jede noch so verschiedene Bildung sich diesen Formen hat einpassen müssen. Besonders schön sind übrigens die Hände, so gerade und geschlossen in ihrer Haltung wie der ganze Mensch mit seiner immer gleichen aristokratischen Reserve.

Wenn man sich übrigens, wie hier, die Kunst des Altertums wieder lebendig werden läßt und die Parallele mit unserer modernen sich aufdrängt, so ist es auffallend, wie konstant das Altertum sich in einer Richtung bewegte und durch die verschiedenen Phasen hindurch alles ausgeschöpft hat, was innerhalb dieser Richtung des Erfassens überhaupt möglich war, während jetzt unendlich viele Anläufe und Versuche gemacht werden, wie wenn die Künstler ständig in Angst wären die *wahre Kunst* zu verpassen. Um möglichst schnell zu

irgendwelchen Zielen von *Stilreinheit* und ähnlichem zu kommen, werden ständig Zwischenstufen übersprungen, die nicht zu überspringen sind. Fast scheint mir eine konstante Entwicklung in einer Richtung, eine Entwicklung, die nicht irgendwelche Ziele vorwegnehmen will, mit dem Werden eines Stils identisch zu sein, und alle Versuche unserer Kunst in Stilstrenge werden wohl nichts Endgültiges leisten können, weil sie eben das, was als gereifte Frucht damals abgefallen ist, jetzt als Ziel nehmen.

Übrigens ist von Thutmes noch zu sagen, daß er offenbar schon zu einer späten Kultur gehört. In seiner Plastik ist nicht mehr die Schlichtheit der alten ägyptischen Kunst, vielmehr ist eine gewisse Eleganz in seiner Einfachheit charakteristisch.

× **Berlin: Sezessionsgruppe** ×

Es ist offenbar besonders schwer in den Übergangszeiten eines Kunststils herauszufinden, welche Künstler mit einer gewissen Notwendigkeit den neuen Weg gehen, und welchen die Modernität nichts als Mode ist. In der Herbstausstellung 1913 in den Räumen der *Berliner Sezession* scheint mir ein sehr hoher Prozentsatz von Minderwertigem zu sein, das nicht dahin gehört. Den stärksten und hervorstechendsten Eindruck bekommt man entschieden von Picasso, allein schon darum, weil er mit einer ziemlich großen Kollektion vertreten ist, die Arbeiten aus ungefähr allen Lebensphasen enthält. Mit Ausnahme eines Bildes (Herr und Dame am Kaffeehaustisch), das wohl aus seiner ganz frühen Zeit stammt, und das schwarzschattig und ein wenig spanisch aussieht, zeigen alle seine Bilder doch immer ziemlich die selbe Physiognomie. Es ist vor allem immer das selbe absolute Verschlossene gegen das Publikum; hat einer seiner Menschen auf dem Bild einmal den Beschauer anzusehen, so tut er es mit halbgeschlossenen Augen, die die strengste Distanz vorschreiben. Dazu ist in den Farben eine entsprechende Härte und Blindheit, die die Gegenstände wie ausgeschnitten und flach erscheinen lassen. Fast am schönsten ist mir die Plätterin, die eigentlich nur durch die Rasse und Strenge wirkt, mit der sie gegeben ist. Diese Distanz und diese etwas stählerne Härte in Zeichnung und Farbe gehen überhaupt durch seine Sachen hindurch. Unter diesem Eindruck habe ich zum erstenmal den

Übergang zum Kubismus gefühlt, besonders lebendig gemacht durch den Porträtkopf eines jungen Mannes, der wie aus trockenem Holz geschnitten ist und eine Art Zwischenstufe zu seinen letzten Bildern bildet. Der Verzicht auf die so schrankenlos starke Wirkung der Farbe und überhaupt auf das Subjektive, und dann die Ehrfurcht vor der Bestimmtheit der Gliederung mögen wohl der Grund gewesen sein. Übrigens zeigt sich das, was Picasso kann und beherrscht, auf verhältnismäßig kleinem Gebiet. Fast immer scheint es der Einzelmensch zu sein, und eine Zusammenfassung einer größeren Gruppe vermag er wohl nicht zu geben.

Es ist merkwürdig, wie sehr sich das Bild der *Sezession* in den letzten Jahren geändert hat, und wie rasend schnell in solchen Übergangszeiten die Wege wechseln und immer neue Richtungen sich ergeben. Man denke an jene, die sich aus dem Impressionismus ergab. Das Einzel Ding, das sich gar nicht aus seinem Milieu herauslöste, saß in einem planen, raumlosen Feld als ein einfacher Farbenfleck. Diese Farbenflecke bekamen dann seelische Beziehung und Bedeutung (wie etwa bei Gauguin), und das Gewicht und der Sinn der Massen drückten sich in erster Reihe durch Farbe aus. Im Kunstgewerbe hat dieser Gefühlsrichtung wohl das Aufkommen jener Muster entsprochen, die nur ausschließlich zweidimensional zu sehen sind, aber in diesen beiden Dimensionen in das Unendliche verlaufen können, und die eben auch nach allen Richtungen gleich ausbalanciert sind. Jetzt hat es sich aber so ergeben, daß zu der geistigen Erfassung der Welt die Farbe nicht mehr genügt. Die Sehnsucht das Hin- und Herüber der Dinge und ihren unaufhörlichen Fluß in der Kunst zu fassen, ließ die Linie wieder neu lebendig werden, die jetzt nicht als Kontur der Dinge gemeint ist sondern eben als der Ausdruck jenes Fließens. Diese Entwicklung ist bei den Aktzeichnungen Rodins, die er von den Tänzerinnen aus Kambodscha machte, fast typisch zu verfolgen, und auf dieser Ausstellung scheint mir bei weitem am charakteristischsten in dieser Art die Linie zu führen wieder das Bild von Marie Laurencin. Eine Linie ist stets die Weiterführung einer andern, und wir fühlen Bewegung, die uns, sei es in Wellen oder etwa scharfen schießenden Winkeln, mit sich führt. Übrigens scheint mir in der Poesie in

der Art, wie die Bilder und Vergleiche vor einigen Jahrzehnten und wie sie jetzt gehandhabt werden, etwas Ähnliches vorzuliegen. Im Hofmannsthal zum Beispiel steht noch der Vergleich, das Bild dem Seelischen gegenüber wie etwas anders Geartetes, und wenn man in der Schilderung der Dinge und ihrer Farben wohl auch ein Fließendes empfinden mag, so ist es doch immer nur ein Wechselfuß, der hin- und zurückflutet. Heute aber tritt das Seelische so sinnlich auf, daß es eigentlich ausgemalter Bilder mit all ihrer Farbigkeit gar nicht mehr bedarf. Die Schärfe der Richtung scheint alles zu machen. Man denke zum Beispiel an einen Satz, wie er in Rilkes *Marienleben* vorkommt:

„... aber das Fernste zielt

In dich hinein mit seinen graden Strahlen . . .“

Und mehr noch und schärfer geschnitten bei Werfel (*Jesus und der Äserweg*):

„Und wie er so im dunkeln Tage stand,  
Brachen die Berge auf, und Löwen weinten  
An seinem Knie, und die zum Flug vereinten  
Wildgänse brausten nieder unverwandt.

Vier dunkle Sonnen tanzten lind,  
Ein breiter Strahl war da, der nicht versiegte.  
Der Himmel barst. Und Gottes Taube wiegte  
Begeistert sich im blauen Riesenwind.“

In diesen Worten sehe ich Himmel und Taube nicht ausgemalt als Bilder sondern durch sie hindurch die Richtung des Gefühlten und Gedachten.

In seinen Arbeiten durch die verschiedensten Versuche hin- und hergeworfen, scheint Pechstein neben sehr Großem manchmal nur Experimente zu geben. Interessant ist das Bild mit den Ruderern. Schön sind die beiden Melzer'schen Bilder, schwer und voll Wucht, und die Art semitisches Blut zu geben sehr ernsthaft. Ob es wohl Zufall sein mag, daß jetzt so oft Semitisches als Vorbild dient? So auch in den beiden Bildern von Mesheck, die von sehr starker Konzentriertheit und Kraft sind, besonders die schwer schlafende Frau. Auch Gaul hat einen jüdischen Hermes gemacht, der aber mehr wie ein witziger Einfall wirkt. Seine Tiere sind sehr schön, besonders das Pferd; man freut sich in ihm jemand zu sehen, der mit solcher Konsequenz seinen Weg weitergeht, ohne von den Versuchen rechts und links sich beeinflussen zu lassen. Einen Saal füllen Munch's Entwürfe zu Fresken, die uns aber nichts sagen, wahrscheinlich weil ihr Zweck und auch ihr Format seiner Art so gar nicht ent-

sprechen. Ludwig von Hofmanns Kunst wird immer leerer, und seine Versuche mit den Modernen mitzugehen wirken nur als Phrase. Auch E. R. Weiß und K. Hofer scheinen nicht Schritt zu halten. Als sehr gut fallen die beiden Bilder von Berneis auf, das exzellente Porträt der Eysoldt und die Kompositionsstudie. Dann ein Bild, *Köpfe* betitelt, von Hans Keller (ein mir bisher ganz unbekannter Name), ferner Meid, Ulrich Hübner, zum Teil auch Heinrich Heuser; von Tuch zwei sehr reizende Vorfrühlingslandschaften, eine schöne Meeresbrandung von Waske in ganz schwerem, braunem Ton, obschon es stutzig macht, daß von dem selben eine ganz fürchterliche Aktkomposition daneben hängt; H. B. Krayn möchte ich noch nennen.

× Berliner Aus-Bei Gurlitt waren Plastiken von Leschnitzer ausgestellt. Meist Gruppen,

die einzelnen Körper ganz einfach gehalten und in der Zusammenfassung etwas kunstgewerblich ornamental gemeint. Dann auch sehr interessante Zeichnungen von Matisse. Und vor allem, wohl zum erstenmal im Zusammenhang, Kirchnersche Arbeiten. Seine Sachen erscheinen zuerst abstrus, aber nach meiner Meinung geben sie viel, wenn man mehr in sie eindringt; sie machen durchweg einen sehr ernsthaften Eindruck, und in allen steckt Arbeit und nichts nur zufällig Geglücktes. Bei ihm verquickt sich alles mit der Kunst der Naturvölker, besonders der Südseeleute. Das Fortlassen von allem Nebensächlichen und die starke symbolische Steigerung hat seine Kunst mit jener gemeinsam. Besonders gefiel mir die photographische Sammlung seiner Arbeiten.

Bei Cassirer sind sehr schöne ruhige Degas. Eine Wohltat liegt in dem Anschauen von guter Kunst, in der man heimisch ist, und die nicht allerwegen etwas Neues aus einem herausholen will. Auch erfreut so sehr seine Ehrlichkeit, die nicht die Menschen erst ummodellt, um sie schön zu finden.

Aus einer Privatsammlung ist in der Nationalgalerie eine sehr große Kollektion Waßmannscher Bilder ausgestellt, jenes Künstlers, der bei der Jahrhundertausstellung frisch entdeckt wurde. Damals sah man, wenn ich nicht irre, in erster Reihe in ihm Ansätze zum Impressionismus. Am wichtigsten



scheinen mir bei ihm die so ganz einfachen Porträtköpfe. Die Augen, mit denen er seine Modelle sah, wußten nichts vom *Malerischen*. Sie sahen das einzelne Ding und seine Seele, und das versuchte er mit Linie und Farbe in aller Bescheidenheit und Klugheit zu geben. Das war die ehrliche Art der Maler seiner Zeit.

× **Kurze Chronik** Die *Mona Lisa* des Leonardo, die im August 1911 aus dem Louvre in Paris gestohlen worden und dann spurlos verschwunden war, ist in Florenz wiedergefunden worden. Diese Nachricht hat wohl in der ganzen Welt freudige Erregung hervorgerufen. × Im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum ist ein großer Raum für Neuerwerbungen eingerichtet worden. Dort sind alte deutsche Bildwerke und Gemälde aufgestellt, die für das künftige Deutsche Museum erworben sind. Zu nennen sind besonders ein Schrein mit einer Marienkrönung aus dem 16. Jahrhundert, niederländische Reliefgruppen aus einer Kreuzigung, eine schweizerische Darstellung vom Tanz der Salome und eine ganz frühe kölnische Dreifaltigkeit. × In Newcastle ist das Porträt eines spanischen Staatsmanns aus der Zeit Philipps IV., das mit Sicherheit Velasquez zugeschrieben wird, entdeckt worden. × Die städtischen Kollegien von Hannover bewilligten 183 000 Mark zum Ankauf von 4 Werken Feuerbachs. × Die Leipziger Sezession veranstaltet eine juryfreie Ausstellung. Es wird erwartet, daß städtische Räume unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

### **Dichtkunst / Max Hochdorf**

**Lyrik** Die Radikalen und die Rückschrittlichen, die romantisch Vertieften und die strengen Vasallen des Natürlichen können sich heute nicht mehr dem Einfluß entziehen, den Emile Verhaeren den europäischen Geistern aufgedrängt hat. Verhaeren, der Lyriker, der nicht einseitig der Scholle oder nur dem Steinwald der Straße angehören wollte, hatte erst die Lyrik seiner Gegenstände zu entdecken. Und darum wurde er ein Diithyrambendichter, ein Didaktiker, dessen gelehrte Wahrnehmungen wichtiger waren als die ursprünglichen Gefühle. Aber seine Jünger wachsen hinaus über ihn, wie auch er selber im

Schwung der Form über Whitman hinausgewachsen ist. Und sie trauen sich an die vom Meister gezeigten und besungenen Dinge. Henri Guilbeaux, der eben den Franzosen seine Anthologie der deutschen Dichter vorlegte (siehe hier den Abschnitt *Neuauflagen*, pag. 1725 f.), ist ein sehr Getreuer Verhaerens, und er sucht in Deutschland nach den Dichtern seines Temperaments. Wenn er da Richard Dehmel sehr lobt, ihn als Führer der Deutschen hinstellt, wenn er da für Stefan Georges tiefer versteckte Hoheit ganz blind wird, so erkennt er doch richtig den Hang der aufrichtigsten deutschen Lyriker unserer Gegenwart: zur Natur, zur Natur. Was nicht gleichbedeutend ist mit ewiger Schwärmerei im Nachtigallenhain. Auch die Friedrichstraße in Berlin ist Natur, auch ein schuftender Bergarbeiter. Und gerade dieses Lebensgefühl, diese Verbundenheit mit dem Menschlichen in jeder Form hat Verhaeren gezeugt.

So ist beinahe die Frage nach dem Talent eines Dichters gleichlautend mit der Frage, was er sich vom Verhaerenschen Temperament angeeignet hat. Südel und Krille stehen auch unter diesem Einfluß. Wilhelm Südels *Erste Ernte* /Berlin, Fleischel/ ist mit zahlreichem Unkraut durchsetzt. Im freien Rhythmus, nur durch gekantelte Zeilen die Prosa unterscheidend, im gereimten Vers häufig der Gewöhnlichkeit des Reimlexikons nicht ausweichend, ist er doch ein feines Gemüt. Die stille Naturstimmung gelingt ihm am ehesten, obwohl nirgends in dem schlichten Buch eine Zeile steht, die kommende Größe verheißt. *Das stille Buch* von Otto Krille /Berlin, Fleischel/ steht etwas tiefer. Der Dichter, rationalistische Klarheit liebend, soziale Ordentlichkeit verlangend, hat auch etwas von der Verhaerenschen Innigkeit verspürt. Faßt er es in Worte, dann hält sein Feuer jedoch nicht stark an. Die Titel seiner Gedichte verraten oft die Stärke der Empfindung und die aufrichtige Unterwürfigkeit vor den schönsten Idealen. *Leidbestimmt, Letzter Wunsch, Trost, Arbeiterliebe*.

Nun ist es dem Betrachter der Weltliteratur sehr erbaulich, daß er Verhaerens unmittelbare Landsleute getreulich in seinen Bahnen sieht. Zwei belgische Dichter, ein kämpfender Sozialist und ein beflissener Klerikaler, sind alle beide von ihm geleitet. Adolphe Hardy, der katholische Dichter,

würde den Titel seines Gedichtbands *La route enchantée* /Brüssel, Decheune/ niemals ohne Verhaeren gefunden haben. Er ist jedoch ein so begabter Poet, daß sein Weg voller Entzückung ein tiefes Gemüt und eine beträchtliche Kraft des Formens verrät. Er sei als ein Vertreter jener strenggläubigen katholischen Dichter genannt, die jetzt im französischen Kulturgebiet nicht selten sind. Die Frömmigkeit hat ihn sehr einfach gemacht, sie hat zu der Liebe auf Blumen und Bäche, auf Vögel und stille Stuben hingeführt. Da er hierbei Künstler blieb und die Gesetze der Schönheit achtete, darf er nicht vergessen werden. Sein politischer Gegner ist der Sozialist Louis Piérad aus dem schwarzen Gelände Belgiens. Zum Glück ist seine Poesie weit weniger leitartikelmäßig als der laute Titel des Gedichtbands *De flammes et de fumées* /Brüssel, Peuple/. Das ist ein symbolischer Titel für die Essen des Borinage, die Bergwerksgegend um Mons. Dieses Land hat sehr talentierte Dialektdichter hervorgebracht, die mit Humor und auch mit ergreifendem Ernst das Leid und die Not des Kohlenschürfers und der Steinklopfer besungen haben. Piérad, der hier groß wurde, ist am innigsten in seinen Elegieen, in den dumpfklagenden Strophen, da er die schwere Natur des Landes mit dem sorgenvollen Gemüt seiner Bewohner in Eintracht bringt. Viel Jugend, viel technische Ungeschicklichkeit, oft sogar harte, schlechtge reimte Prosa. Aber ein Zeichen ist seine Arbeit, wie auch in Belgien diejenigen Menschen und Ländereien Dichtergut werden, die lange ungekannt und ungeliebt waren.

Der Nobelpreis für Literatur ist diesmal dem Inder R a b i n d r a n a t h T a g o r e verliehen worden. Dadurch lernen auch die Deutschen einen Dichter kennen, dessen Sprachpoesieen bei ihnen wohl einen Widerklang finden werden. Denn Marie Luise Gothein hat jetzt deutsche Nachdichtungen von ihnen herausgebracht: *Hohe Lieder (Gitanjali)* /Leipzig, K. Wolff/. Zwei Stücke dieses (schön gedruckten) Buches seien wiedergegeben:

»Wenn mein Herz hart und verdorrt ist, komm über mich mit einem Regen der Gnade.

Wenn die Huld aus meinem Leben verschwand, komm über mich mit dem Sturm des Gesanges.

Wenn die lärmende Arbeit, das Getöse ringum sich erhebt und mich abschließt vom Jenseits, komm zu mir, Herr des Schweigens, mit deiner Ruhe, dem Frieden.

Wenn mein bettelhaft Herz sich verkriecht, im Winke verschlossen, brich das Tor, mein König, und komm mit Gepränge des Königs.

Wenn die Begierde die Seele blendet mit Täuschung und Staub, o du Heiliger, Wachender, komme mit Blitz und Donner.«

»An dem Tag, da der Tod an deine Türe klopfen wird, was willst du ihm bieten?

Ich will vor meinen Gast das volle Gefäß meines Lebens setzen. Ich werde ihn nicht mit leeren Händen lassen.

Die ganze süße Kelter meines Herbstes, meiner Sommernächte, die ganze Ernte und der Gewinn des geschäftigen Lebens, das breit ich vor ihm aus am Schlusse meiner Tage, wenn der Tod an mein Tor klopfen wird.«

Englisch sind die Werke Tagores in dem bekannten und hochverdienten Verlag von Macmillan in London erschienen; und zwar hat da der Autor die Übertragung aus dem bengalischen Original selbst besorgt. Der neueste Band führt den Titel *The Crescent Moon*, und er ist den Kindern gewidmet. Er ist wunderschön ausgestattet und mit 8 farbigem Illustrationen geschmückt. Auch von diesen Gedichten in Prosa sei eines hierhergesetzt:

»This song of mine will wind its music around you, my child, like the fond arms of love.

This song of mine will touch your forehead like a kiss of blessing.

When you are alone it will sit by your side and whisper in your ear, when you are in the crowd it will fence you about with aloofness.

My song will be like a pair of wings to your dreams, it will transport your heart to the verge of the unknown.

It will be like the faithful star overhead when dark night is over your road.

My song will sit in the pupils of your eyes, and will carry your sight into the heart of things.

And when my voice is silent in death, my song will speak in your living heart.«

×

Neuausgaben »War Christoph Martin Wielands Sinnlichkeit eine epikuräische Schweinheit?«

So formulierte Leo Colze die Vorrede eines Büchleins, in dem er Wielands romantische Erotik wiedererwecken möchte. Und er beweist, was aber kaum noch bestritten ist, daß Wielands Derbheiten, seine Lüsterheit, seine Liebe an heiklen Dingen, daß alles das nur eine literarische Angewohnheit gewesen ist. Aber Wieland schrieb alles das sehr anmutig. Er reimte es so witzig, daß es auch heute noch gut zu lesen ist. Und so lohnte es sich schon ein Bändchen mit Wielandschen Schnurren in Prosa und Vers anzufüllen (*Christoph Martin Wielands romantische Erotik* /Berlin, Borngräber/).

Man liest auch heute noch die Romane

des ältern Alexandre Dumas, und heute vielleicht wieder mehr als vor 1 oder 2 Jahrzehnten. Man wundert sich auch gar nicht darüber, daß seine Bücher jetzt in neuen deutschen Ausgaben erscheinen (so *Der Graf von Monte Christo*, neu bearbeitet von Max Pannwitz, als illustrierte Jubiläumsausgabe bei Franckh in Stuttgart, *Die drei Musketiere*, übersetzt und eingeleitet von Ulrich Rauscher, und mit vielen Bildern von Philippoteau bei Josef Singer in Straßburg). Die Leser werden sich sicher nicht langweilen. Man lernt da den Stil eines kuriösen Mannes kennen, der Romane von atemraubender Spannung und Salatrezepte erdacht hat; eines Mannes, der tausend Dinge unternahm, in seiner Zeit Millionen erwarb und verschwendete und dabei mit allen Berühmtheiten seiner Epoche gelebt hat; eines Mannes, der als Feinschmecker, Liebhaber und Theaterdirektor, als Journalist und sogar als Politiker mit Lärm und Ruhm umgeben war; eines Mannes, der unsterblich ist, weil er die große, die weltbesiegende Dummheit glänzend tyrannisiert hat, der aber sterben mußte, ärmlich und verschuldet, der also nicht imstande gewesen ist anständig für seinen Tod zu sorgen. Die Lebensumstände des Alexandre Dumas werden dann noch unterhalten, wenn auch seine Romantik wieder verfehmt sein wird. Dumas hat selber dafür gesorgt, indem er sein bestes Buch schrieb, seine Memoiren. Der Sohn eines Generals und einer Negerin hatte Tausendfaches zu erzählen; er ist durch alle Salons, durch alle Schlafzimmer von Paris gegangen, wo eine interessante Persönlichkeit gewaltet hat. An den Bädewannen der größten Schauspielerinnen hat er gegessen. Ihm wurden alle Bettdecken und alle Herzen gelüftet. Und er zeichnete das alles mit einem vorzüglichen Gedächtnis, auch mit einer naiven Gewissenhaftigkeit auf. Friedrich Wenker tat gut daran, daß er diese fast verschollenen Bände gekürzt, daß er sie verdeutscht, eingeleitet und sogar belehrend bis zum Tod des Schriftstellers ergänzt hat. Die Bände wurden in einen buntscheckigen, riesig marmorierten Deckel gefaßt. Das ist im Einklang mit ihrem Inhalt. Die Ausgabe erschien bei Morawe & Scheffelt in Berlin.

Als ein Klassiker des Abenteuerromans gilt *Le Sage*, und mit Recht. Die alten, vergilbten, nicht immer geschickten Verdeutschungen des *Gil Blas* sind nicht

immer erquicklich, auch nicht leicht zu finden. So vieles von dieser Gattung wird jetzt neu herausgegeben. Der *Gil Blas* durfte nicht fehlen. Ulrich Johannsen hat die deutsche Übersetzung revidiert, und der Professor Ernst Stadler steuerte die allerdings etwas magere Einführung dazu bei (*Gil Blas von Santillana* /Straßburg, Singer/).

Alle die Dichter, die die Größe des Korsen besungen oder seine Tyrannei verflucht haben, die seinen Sturz beklagten oder umjubelten, sollen wieder auferstehen. Eine gereimte Chronik der Napoleonischen Abenteuer sollte nach dem Werk von Franzosen, Briten und Deutschen zusammengestellt werden. Friedrich Wenker wählte diese Balladen, Elegieen und Streitgedichte nach vergessenen Büchern aus und taufte sein Erinnerungsbuch *Dichter um Napoléon* /Morawe & Scheffelt/. Diese Dichter, der Freiherr von Gaudy, Ortlepp, der Freiherr von Platen auch und Freiligrath, würden dem Kunstrichter von heute kaum noch genügen. Das geniale Heinelielied von den drei Grenadiern, Victor Hugos Waterlooogesänge, das ist um Napoléon die höchste Poesie. Dann geht es sehr bald tief hinab. Das Grenadielied steht sogar nicht in der Blütenlese, die für den Historiker belehrend ist. Seltene Bilder im Text beleben das Wort, und der weiße Einband mit den monumentalen Titelbuchstaben macht das Ansehen des Werkes sehr kostbar.

Die Deutschen übersetzen fast alles, sogar den Schund der französischen Literatur. Die Franzosen sind viel mehr zurückhaltend. Was sie nehmen, ist freilich nicht immer das Beste. Vom modernen Deutschland haben sie Sudermann mit Freude aufgenommen. (Hauptmanns *Weber* und Hofmannsthal's *Elektra* blieben nur die Liebhaberei eines kleinen Kreises.) Während Meyer-Foersterns *Alt Heidelberg* und Beyerleins *Zapfenstreich* über alle französischen Provinztheater gewandert sind, geschah es noch vor weniger Zeit, daß eine der angesehensten Pariser Revuen Hugo von Hofmannsthal mit Hoffmann von Fallersleben verwechselt hat. Mit Schmerz nahm Henri Guilbeaux solche Unwissenheit wahr, ein Dichter und mehr noch ein aufnehmender Intellekt, den eine natürliche Seelenverwandtschaft zu Dehmel und Liliencron führte. Guilbeaux gelangte so dazu tiefer in die deutsche Lyrik hineinzuhorchen, und er begann

sein Werk der Werbung. Die Franzosen sollten der modernen deutschen Lyrik ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Was er schon in Zeitschriften veröffentlicht und erklärt hat, das faßt er nun in seiner *Anthologie des lyriques allemands contemporains depuis Nietzsche* zusammen /Paris, Figuière/. Über seine oft ungerechten Urteile soll gar nicht gestritten werden. Das ganze Unternehmen ist jedoch lobenswert; es bedeutet mehr als eine Zufallsarbeit. Denn Guilbeaux bekennt sich hier als einen ergebenen Diener deutscher Dichtkunst. Solchen Anwalt brauchen wir Deutschen bei den Franzosen. Daß die Franzosen aber durchaus freundlich und neugierig eine Belehrung über deutsche moderne Poesie erwarten, das konnte der Verfasser dieser Rundschau selbst beobachten, als er jüngst in einer französischen Artikelserie der Revue des Herrn Finot von der jüngsten deutschen Literatur, von der Lasker-Schüler und Dauthendey, von Heinrich Mann und Max Brod, redete.

× **Kurze Chronik** Gustaf af Geijerstams Roman *Die Brüder Mörk* wurde in die billige Fischersche Bibliothek aufgenommen. × Der dänische Plauderer Karl Ewald verdiente es wohl in einem populären Bändchen den Deutschen vorgestellt zu werden. *Streiflichter* heißt die deutsche Auswahl seiner Skizzen /Leipzig, Reclam/. × Robert Nespital und Franz Starosson sind volkstümliche Dramatiker, die mehr das krasse Ereignis als die feine Seelenstimmung erkennen. Mit aller nur zu wünschenden Wucht schrieben sie das Drama *Vertlucht sei der Acker!* /Rostock, Mecklenburgische Volkszeitung/, das die Leiden der Landarbeiter in drastischen Szenen uns vorführt und den Leser zur Empörung entflammt. × Der Roman *Die Hingsberger* von Traugott Tamm /München, Langen/ ist eine Studie, die den Kampf der guten und bösen Menschen auf dem Land und in der Stadt umfaßt, eine Familienchronik, deren Redaktor sich gut auf die Spannung der Ereignisse versteht, daher den Leser sehr wohl zu fesseln vermag. × Einen Detektivroman, der um die ganze Erdkugel jagt, hat Ewald Gerhard Seeliger mit außerordentlichem Geschick verfaßt und *Peter Voß der Millionendieb* genannt /Berlin, Ullstein/. Der Erfolg ist diesem Buch

sicher. × Die lustigsten Mitarbeiter der *Lustigen Blätter* vereinigten ihre Parodien auf Musik und Literatur in dem Sammelbuch *Der lackierte Affe* /Berlin, Eysler/. Dem Titel entspricht der Inhalt des Werkes. × Mit Bildern, mit unbekanntem Kuriositäten und einer immer stattlicher werdenden Verlagsbibliographie ist auch der *Inselalmanach* auf das Jahr 1914 ausgestattet. Besonders reizvoll sind die in ihm wiedergegebenen Balzacanekdoten sowie ein kleines Kapitel aus Brillat-Savarin.

× **Literatur** Richard M. Meyers schon seit Jahren wohlbekannte *Goethebiographie* ist jetzt auch in einer billigen Volksausgabe bei Bondi in Berlin erschienen. Es ist das 18. Tausend des Buches, das die Größe des Genies dem Verständnis auch des einfachen Lesers nähern will. × François Tassart war ein musterhafter Kammerdiener, kein neugieriger, indiskreter Domestik, sondern zart im Gemüt, fähig ein Genie zu ehren. François hat im Dienst des Herrn Guy de Maupassant gestanden, für seine Kleidung und für seine Küche gesorgt, bis zu dem Augenblick, da der Schriftsteller die Geister um sich spuken sah und vor dieser Gefahr im Irrenhaus geschützt werden mußte. Und auch dorten noch war es François, der den Verrückten beruhigte und bändigen konnte. Die Leibdiener der Könige, die Könige der Einbrecher, die Dirnen mit Großbetrieb, die tollen Prinzessinnen verfassen ihre Memoiren. Warum nicht auch der Diener François? Seine *Erinnerungen an Guy de Maupassant*, die der Verlag Axel Juncker in Berlin für deutsche Leser retten hilft, sagen durchaus Wichtiges vom Leben dieses Dichters, von Maupassants Kampf mit der Arbeit. Kochrezepte können oft die Seele eines Menschen sehr deutlich beschreiben; und sag mir, mit welcher Frau du deine Mußestunden verbringst, und ich werde dein Herz und deinen ästhetischen Geschmack leicht begriffen haben. François weiß, was er der Literaturgeschichte schuldet, und bald führt er uns mit Maupassant nach Afrika bald an die Riviera bald auf das stürmende Mittelmeer und endlich wieder in all die Wohnungen, die der Dichter in Paris wählte und austaffieren ließ. Duschen, Katzen, Hunde, Hexen spielen in den Memoiren eine Rolle. Das alles schadet nicht, es erklärt sogar den Nachruhm des Meisters.

## KULTUR

Kolonisation / Ludwig Quessel**Tropen-  
hygiene**

Zu den Eigentümlichkeiten des afrikanischen Lebens, die jedem Afrikareisenden

besonders ins Auge fallen, gehört die außerordentlich dünne Bevölkerung der meisten Gebiete des schwarzen Erdteils. Solange das soziale Leben der Eingeborenen noch wenig erforscht war, nahm man an, daß die unendliche Menge sehr kleiner, aber häufig sehr erbitterter Kriege zwischen den Negerstämmen als die Ursache des Bevölkerungsstillstands anzusehen sei. Zweifellos haben die Kriege viel zur Entvölkerung einzelner Gebiete beigetragen, da sie im 18. Jahrhundert häufig zu dem Zweck geführt wurden Kriegsgefangene zu machen, die man dann an die weißen Sklavenhändler im Austausch gegen Waffen, Munition und Alkohol verkaufte. In der Folge zeigte sich aber, daß auch in den Gebieten, wo durch Errichtung eines europäischen Imperiums der Friede zwischen den Negerstämmen hergestellt, die Sklavenjagden unterdrückt und selbst die milde Haussklaverei aufgehoben wurde, kein Bevölkerungszuwachs eintrat. Eine nähere Untersuchung der Altersgliederung der farbigen Bevölkerung ergab einen ganz erstaunlichen Mangel an Kindern. Die Scharen schreiender und tollender Kinder, die in endlosen Massen die Straßen unserer heimatlichen Dörfer beleben, 3 bis 4 durchschnittlich auf jeden Haushalt, waren in den Negerdörfern nirgendwo zu sehen. Amtliche Zählungen und genauere Schätzungen ergaben, daß in der Tat überall die Zahl der Kinder auffällig niedrig ist, bei einzelnen Völkern unserer Kolonien so niedrig, daß man ihren Verfall befürchten muß, falls nicht Wandel geschaffen wird. Am schlimmsten liegen die Dinge in Südwestafrika, wo nach den amtlichen Zählungen auf 26 000 eingeborene Frauen nur 20 000 Kinder entfallen. Auch in Kamerun bleibt bei allen gezählten und geschätzten Stämmen die Kinderzahl weit hinter der der Frauen zurück. Und was Ostafrika betrifft, so liegen hier über den Bevölkerungsrückgang von seiten der Missionare so ungünstige Berichte vor, daß deren Bekanntgabe durch den Abgeordneten Erzberger einen geradezu alarmierenden Eindruck im Reichstag hervorrief.

Worauf ist nun die geringe Zahl der Negerkinder in unseren Kolonien zu-

rückzuführen? Es kann nicht bestritten werden, daß gewisse sexuelle Sitten, die auf gewollte Geburtenbeschränkung hinauslaufen, einen großen Einfluß auf die Bevölkerungszahl ausüben. In letzter Zeit neigt man aber auf Grund der Erfahrungen, die unsere Ärzte in den Kolonien gesammelt haben, der Auffassung zu, daß auch bei der Negerbevölkerung die Kindersterblichkeit der entscheidende Faktor des Bevölkerungsstillstands ist. Professor Dr. L. Külz teilt in der *Kolonialen Rundschau* mit, daß er bei einem unter möglichst ursprünglichen Verhältnissen lebenden Kameruner Inlandstamm sich bemüht habe an einer größeren Zahl von Müttern Feststellungen nach dieser Richtung hin zu treffen. »Es zeigte sich, daß ihre Fruchtbarkeit keineswegs gering war, aber die Kindersterblichkeit fürs 1. Lebensjahr die erschreckende Höhe von 47% erreichte. Andere Ärzte haben entsprechende Beobachtungen gemacht.« Zu den epidemischen Kinderseuchen, die von Zeit zu Zeit wie ein vernichtendes Unwetter über unsere Kolonien dahinbrausen, um nach kürzerer oder längerer Zeit stürmischen Wütens wieder zu verschwinden, gehören die Pocken. Sie erheben überall da, wo der Impfschutz noch nicht wirksam geworden ist, immer wieder von neuem ihr Haupt, und gerade für die jugendlichen Altersklassen wird dieses periodische Aufflammen verhängnisvoll. Ein anderer gefährlicher Würgengel der eingeborenen Jugend ist die Wurmkrankheit. Unter der Wurmkrankheit leiden allerdings auch die Erwachsenen, aber gerade der zarte, kindliche Organismus wird von ihr am schwersten betroffen. Zu der Wurmkrankheit gesellt sich dann noch die Malaria, die mit ihren Fieberattacken den geschwächten kindlichen Organismus oft völlig zugrunde richtet. Wurmkrankheit und Malaria ebnen wieder der Dysenterie den Boden, die, ähnlich wie die Framboesie mit ihren böartigen Hautwucherungen, zu dem Seuchenmartyrium des Eingeborenenkindes gehört. »Ein objektiv wirklich gesundes Negerkind«, so faßt Professor Külz seine ärztlichen Erfahrungen zusammen, »ist, so sonderbar es klingen mag, in vielen Gegenden unserer Schutzgebiete eine große Seltenheit.«

Man darf sich nun nicht wundern, daß unter Menschen, die in ihrer Jugend von so schweren Krankheiten heimgesucht werden, die Widerstandskraft ge-

gen gesundheitliche Schädigungen im allgemeinen nicht groß ist. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man annimmt, daß die von europäischen Kultureinflüssen unberührten Eingeborenen kraftstrotzende Naturen wären, die ruhig auf jede Hilfe der tropenmedizinischen Wissenschaft verzichten könnten. Die neueren Forschungen der Tropenhygiene haben uns gelehrt, daß auch die Sterblichkeit der erwachsenen Eingeborenen das 2- bis 3fache, ja unter Umständen das 9fache der für Europa angenommenen Sterblichkeitsziffern beträgt. Dieser ungeheuren Mortalität bei Kindern und Erwachsenen vermag nun die Tropenhygiene mit glänzendem Erfolg selbst unter sehr ungünstigen Bedingungen entgegenzutreten. Man weiß, daß die farbigen Plantagenarbeiter in Niederländisch Indien sehr schlecht gepflegt werden; trotzdem ist es der Tropenhygiene in einem Betrieb mit 7000 Arbeitern gelungen die Sterblichkeit von 80 auf 11 ‰ herabzudrücken. Die Tropenärzte bekämpfen Pocken und Typhus durch Schutzimpfung, die Wurmkrankheit durch Medikamente zur Abtreibung der Würmer, die Malaria durch Chinin, wozu dann noch allgemein hygienische Maßnahmen treten, wie der Kampf gegen die Stechmücken, die den Erreger der Malaria auf den Menschen übertragen, die Bekämpfung des Typhus durch Herstellung von Brunnen, die Verhinderung der Verunreinigung des Bodens seitens der Wurmkranken durch Anlage von Aborten usw. Daß übrigens die Sanierung tropischer Gegenden kein Phantasiegemälde ist, haben die Amerikaner beim Bau des Kanals an der Landenge von Panama gezeigt. Das Gelbfieber ist dort total ausgerottet; seit Ende Mai 1906 soll kein einziger Fall mehr vorgekommen sein. Die Sterblichkeit an Malaria sank von 821 auf 187 ‰. Allerdings wurden für hygienische Maßnahmen auch jährlich 1 460 000 Mark, das heißt 73 Mark pro Kopf der Bevölkerung ausgegeben. Wie alle Kulturaufgaben, so läßt sich auch die Sanierung der Kolonien nur durch erhebliche finanzielle Opfer erzielen. Die Verwendung größerer Summen zu diesem Zweck erscheint zunächst nur als eine rein humanitäre Maßnahme im Interesse der Eingeborenen; bei näherer Betrachtung aber ergibt sich, daß sie auch wirtschaftlich gerechtfertigt ist, da die ökonomische Zukunft der Kolonien von der Erhaltung einer eingeborenen,

frei wirtschaftenden Bevölkerung abhängt. Die Überkompensation derjenigen gesundheitlichen Schäden, die der afrikanischen Bevölkerung dadurch erwachsen, daß der Boden ihrer Heimat im wachsenden Maß zur Versorgung der europäischen Arbeiterbevölkerung mit Subsistenzmitteln in Anspruch genommen wird, ist infolge der Fortschritte der Tropenhygiene heute schon möglich; sie sollte energisch in Angriff genommen werden. Es wird daher Aufgabe der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags sein bei der bevorstehenden Beratung des Kolonialetats energisch für die gesundheitliche Eingeborenenfürsorge einzutreten.

×  
 Turkestan und Von dem Chef der Haupt-  
 Transkaukasien-verwaltung für Landein-  
 sien richtung und Landwirtschaft in Rußland sind 2 Denkschriften erschienen, die das Ergebnis seiner Reisen nach Turkestan und Transkaukasien in den Jahren 1912 und 1913 enthalten. Diese beiden wichtigen Publikationen liegen jetzt auch in autorisierter Übersetzung von Dr. Ullrich /Berlin, Eisen-schmidt/ vor. Wer sich näher mit den Zielen russischer Kolonisation vertraut machen will, wird die beiden Denkschriften mit Nutzen studieren können. In der Einleitung zu der Denkschrift über Turkestan wird zunächst auf die Tatsache verwiesen, daß die Hoffnungen auf die Entwicklung des turkestanischen Baumwollbaus, die der Landwirtschaftsminister Jermolow vor 20 Jahren zum Ausdruck brachte, im gewissen Sinn in Erfüllung gegangen sind. Jermolow, der die enorme Steigerung des Baumwollbedarfs nicht berücksichtigt hatte, nahm an, daß der turkestanische Baumwollbau den 1894 vorhandenen Bedarf (7 Millionen Pud) werde decken können. Heute liefert Turkestan 11 Millionen Pud. Wenn nun zurzeit Turkestan, Chiwa und Buchara nur die Hälfte der von der russischen Textilindustrie benötigten Baumwolle liefern können, so liegt dies daran, daß seit 1894 die Verarbeitung von Baumwolle durch die russische Textilindustrie um das 3fache gestiegen ist. Wäre der russische Baumwollverbrauch statt um 300 % nur um 50 % gewachsen, so hätte Jermolow mit seiner im Jahr 1894 geäußerten Ansicht, daß die turkestanische Baumwolle auf dem innern Markt nicht nur mit der amerikanischen konkurrieren, sondern sie »mit der Zeit

völlig verdrängen könne«, recht behalten. Übrigens ist das Ziel, das sich der russische Neumerkantilismus vor 20 Jahren steckte, auch heute noch nicht aufgegeben. Die 12 Millionen Pud Baumwolle, die Rußland zurzeit noch fehlen, und die aus Amerika, Ägypten und anderen Ländern eingeführt werden müssen, sollen mit Hilfe großer Bewässerungsanlagen, die  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Mark erfordern, in Turkestan produziert werden. In der Denkschrift werden eingehend die Schwierigkeiten besprochen, die sich der Verwirklichung dieses Plans entgegenstellen, aber sie werden allesamt nicht als unüberwindbar hingestellt. Freilich verhehlt sich das russische Landwirtschaftsministerium nicht, daß, wenn dieses Ziel erreicht und die turkestanische Baumwollernte von 11 auf 23 Millionen Pud gestiegen sein wird, der russische Baumwollverbrauch wieder eine solche Steigerung erfahren haben wird, daß auch die um mehr als 100 % angewachsenen Baumwollerträge den Bedarf nicht zu decken vermögen werden. Da nun aber die eigene Rohstoffversorgung der heimischen Textilindustrie das unverrückbare Ziel des russischen Neumerkantilismus ist, wandte der Landwirtschaftsminister seine Aufmerksamkeit den russischen Provinzen Transkaukasiens zu, die schon in den Quellen der mittelalterlichen Mohammedaner als Baumwollländer bezeichnet werden. Wie in Turkestan ist man auch in Transkaukasien über die ersten Versuche schon hinaus. Sowohl die Baumwollernte wie die Anbaufläche stiegen in Transkaukasien von 1909 bis 1911 auf das Doppelte. Durch Bewässerung der Mugan-, Milsche- und Schirwanskisteppe hofft der Landwirtschaftsminister die Ernte der Baumwolle von  $1\frac{1}{2}$  auf 9 bis 10 Millionen Pud steigern zu können, so daß der russischen Textilindustrie nach einigen Jahrzehnten mindestens 30 Millionen Pud Baumwolle turkestanischer und transkaukasischer Herkunft zur Verfügung stehen würden, womit die Eigenversorgung des Zarenreichs mit Baumwolle annähernd erreicht wäre, auch wenn man die bestimmt zu erwartende Bedarfssteigerung mit in Rechnung stellt. Natürlich stellen sich auch in Transkaukasien der Ausbreitung der Baumwollkultur sehr große Hindernisse entgegen. Die Steppen, die der Bewässerung unterworfen werden sollen, sind eine dünne Schicht Flußschlamm, die sich auf dem salzigen

Sand des ehemaligen Meeresbodens abgesetzt hat. Bei sorgloser Bewässerung entsteht die Gefahr, daß das Salz des Sandes nach oben dringt und die Baumwollfelder unfruchtbar macht. Das Salz ist der ärgste Feind der Ansiedler. Zu der Salzgefahr gesellt sich die furchtbare Heuschreckenplage. In den letzten beiden Jahren haben die Heuschrecken alle Plantagen in der mittlern Mugansteppe vernichtet, so daß die russischen Baumwollbauern auswandern oder sich als Arbeiter vermieten mußten. Wie die Pflanzen durch das Salz und die Heuschrecken, so wird das Leben der Menschen durch das Fieber bedroht. Die Ärzte nennen ganz Transkaukasien ein Meer von Malaria, in dem einige gesunde Berginseln eingestreut liegen. Obwohl der Landwirtschaftsminister all die Gefahren kennt, die den Baumwollbau in Transkaukasien bedrohen, hat er doch eine sehr optimistische Auffassung von dessen Entwicklungsmöglichkeiten. Und zweifellos hat er darin recht, daß der Baumwollbau in allen Baumwollländern mit schweren Schäden zu kämpfen hat, die nun einmal mehr oder weniger allen tropischen und subtropischen Gebieten eigen sind, so daß kein Grund vorliegt sie als unüberwindlich hinzustellen. Allerdings erfordert die Bekämpfung der Schäden riesige Summen. Für Transkaukasien rechnet der Landwirtschaftsminister mit einigen 100 Millionen Mark, so daß die Ausgaben für die Förderung des Baumwollbaus in den beiden russischen Baumwollgebieten sich auf 2 Milliarden Mark belaufen werden. Da es sich hier aber um die Verwandlung wüster Steppen in fruchtbares Ackerland handelt, sieht das russische Ackerbauministerium diese Aufwendungen als produktive Kapitalanlagen an, deren Rentabilität außer Zweifel steht. Mit den kolonisatorischen verbindet die russische Regierung bei der Förderung des Baumwollbaus aber auch imperialistische Ziele. Es ist ihr nicht gleichgültig, von wem die neu erschlossenen Gebiete besiedelt werden. Die Bearbeitung der neu bewässerten Ländereien soll russischen Ansiedlern vorbehalten bleiben. Die fremdstämmige Einwanderung soll unter allen Umständen verhindert werden, damit das russische Imperium in den Grenzprovinzen des Weltreichs eine sichere slawische Grundlage erhält. In Transkaukasien hofft der Landwirtschaftsminister durch die

Bewässerungsanlagen Raum für eine bäuerliche Bevölkerung von einer halben Million schaffen zu können. In Turkestan, wo auf dem anbaufähigen Boden überall eine dichte eingeborene Ackerbaubevölkerung zu finden ist, soll nicht nur das neu bewässerte Land der russischen Besiedelung vorbehalten, sondern zu slawischen Kolonisationszwecken auch schon kultiviertes Land von der russischen Bauernbank erworben werden. Im ganzen erweckt das Studium der beiden Denkschriften den Eindruck, daß die russische Regierung dem Endziel des Neumerkantilismus; ein großes, sich wirtschaftlich selbstgenügendes Slawenreich zu schaffen, das die Produkte aller Zonen hervorbringt, mit fester Beharrlichkeit zustrebt. Die großen Erfolge, die bereits errungen worden sind, machen auf dem Gebiet der russischen imperialistischen Kolonisation das Wort von den Potemkinschen Dörfer zu schanden.

× Nach einer Schätzung des *Kolonialwirtschaftlichen Komitees* ist in Deutsch Ostafrika und Togo im Baujahr 1913-1914 eine Produktion

von rund 14 000 Ballen à 250 Kilo zu erwarten, was ein Mehr von rund 4250 Ballen oder 43 % bedeuten würde. × Im Novemberheft des *Tropenpflanzers* plädiert Professor Dr. A. Golf für die Förderung der *Karakulschafzucht* in Südwestafrika, die eine notwendige und äußerst wertvolle Ergänzung zur Wollschaf- und Angoraziegenzucht bildet. × Der Preissturz auf dem Kautschukmarkt hat sich auch auf das 3. Quartal 1913 erstreckt. Nicht nur die besten Plantagenkautschuke, sondern auch der Parakautschuk hatte einen Rückgang des Preises zu verzeichnen. Für die deutschkolonialen Kautschuke haben sich die Verhältnisse auf dem Markt geradezu kritisch gestaltet. Große Mengen lagern unverkauft in Hamburg und im Gewinnungsland. × Der Wert der im 1. Halbjahr 1913 in Deutsch Südwestafrika geförderten *Diamanten* stellt sich auf rund 35 Millionen Mark. × Nach dem *Amtsblatt für Kamerun* hatte der Handel Kameruns im Jahr 1912 einen Gesamtwert von 57,5 Millionen Mark gegen 50,5 Millionen Mark im Vorjahr. Davon entfallen auf die Ausfuhr 23,3 Millionen Mark gegen 21,2 im Jahr 1911.

## AUTORENVERZEICHNIS 1913

Mathias Acher  
Alfred Adler  
Johan Frederik Ankersmit  
Leo Arons  
Julius Bab  
George Nicoll Barnes  
Harald Becher-Olsen  
Adolf Behne  
Eduard Bernstein  
Hans Bethge  
Leonida Bissolati  
Joseph Bloch  
Bruno Borchardt  
Franz Brückl  
Benno Chajes  
Georg Chaym  
Gertrud David  
Paul Diestel  
Otto Eggerstedt  
Kurt Eisner  
Franz Eißler  
Adolph von Elm  
August Erdmann  
Erich Falkmann  
Edmund Fischer  
Henriette Fürth  
Heinemann Goldschmidt  
Kurt Grelling  
Gertrud Hanna

Ida Häny-Lux  
Wilhelm Hausenstein  
Johannes Heiden  
Ernst Heilmann  
Wolfgang Heine  
Adolf Hepner  
Fritz Hoerber  
Max Hochdorf  
Paul Hug  
Frida Ichak  
Paul Kampfmeyer  
Sen Katayama  
Wilhelm Kimmritz  
Friedrich Kleeis  
Wilhelm Kolb  
Karl Kollwitz  
Adolf Koelsch  
Otto Lang  
Theodor Leipart  
Karl Leuthner  
Hugo Lindemann  
Felix Linke  
Heinrich Lux  
Hermann Mattutat  
Herbert Mhe  
Wilhelm Nitschke  
Gustav Noake  
Lars Onco  
Franz Oppenheimer

Heinrich Peus  
Ludwig Queszel  
Ludwig Radlof  
Alwin Reißmann  
Janko Sakasow  
Johan Hendrik Schaper  
Max Schippel  
Conrad Schmidt  
Kaspar Schmidt  
Robert Schmidt  
Wilhelm Schmidtbonn  
Wilhelm Schröder  
Arthur Schulz  
Robert Seidel  
Karl Severing  
Elisabeth Siewert  
Sigfrid Siwertz  
Lisbeth Stern  
Roman Streitzow  
Heinrich Stühmer  
Albert Thomas  
Otto Uhlig  
Paul Umbreit  
Hilfgart Vielhaber  
Willem Hubert Vliegen  
Paul Westheim  
Hans Winand  
Rudolf Wissell  
Wally Zepler